Chiesa Evangelica Luterana in Italia
Evangelisch-Lutherische Kirche in Italien

1949 – 1999

Martin Luther (1540)

Das Porträt ist mit der geflügelten Schlange signiert, wie sie der Maler Lucas Cranach der Ältere und der Jüngere (sein Sohn) ab 1537 verwendet haben. Es verleiht, dem humanistischen Ideal getreu, dem Reformator unverwechselbar eigne doch einfache Würde. Der hausväterlich-weltliche Akzent im Beruf des Predigers wird den späteren Empfänger des Bildes getröstet haben. Es soll 1709 vom Dänenkönig Christian IV dem Lutherischen Pfarrer im venezianischen Kaufhaus der Deutschen (Fondaco dei Tedeschi) geschenkt worden sein. Schon Luther hatte an die Gemeinden im Veneto Briefe gerichtet, sein Bildnis gibt der noch immer in Venedig aktiven lutherischen Gemeinde und ihren ökumenischen Freunden weiter zu denken und zu hoffen.

Martin Lutero (1540)

Il ritratto porta il simbolo grafico del serpente alato, come i pittori Lucas Cranach il Vecchio e il Giovane (suo figlio) usavano fare a partire dal 1537.
Fedele all'ideale umanistico, il ritratto conferisce al Riformatore una dignità di carattere inconfondibilmente propria. L'espressione paterno-secolare della professione del predicatore che il quadro evidenzia, avrà confortato il futuro destinatario del dipinto, il pastore luterano del Fondaco dei Tedeschi in Venezia, al quale, nel 1709, dovrebbe essere stato donato dal Re Danese Christian IV. Già Lutero aveva indirizzato sue lettere alle comunità del Veneto; il suo ritratto inoltre, intriso di valori morali, induce la Comunità Luterana di Venezia e i suoi amici ecumenici ad attivarsi in una continua analisi critica carica di speranza.

Redaktion: Bärbel Naeve, Alberto Saggese, Rom
Gesamtherstellung: Ferrari Auer, Bozen

Chiesa Evangelica Luterana in Italia
Evangelisch-Lutherische Kirche in Italien
1949 – 1999

Vorwort

»Erstens ist es notwendig, daß man wisse, wo und wer die christliche Gemeinde sei, auf daß nicht (wie die Nichtchristen aller Zeiten gewöhnt) unter christlicher Gemeinde Namen Menschen menschliche Geschäfte vornehmen. Daran aber soll man die christliche Gemeinde gewiß erkennen: Wo das lautere Evangelium gepredigt wird« – Soweit Martin Luther *(Aus: Daß eine christliche Versammlung oder Gemeinde Recht und Macht habe, alle Lehre zu beurteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen, Grund und Ursache aus der Schrift, 1523).*

Erich Dahlgrün, der erste Dekan der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Italien, ELKI, erweitert diesen Gedanken rückblickend auf die Entstehung dieser Kirche und schreibt: »Es ist der Segen der Heimsuchung der letzten Kriege gewesen, daß die Diaspora ihrer nationalen, kulturellen, sozialen Nebenzwecke entkleidet, als bloße Gemeinde Christi sich vorfand, um sich, unter der Last weiterer Prüfungen, auch als solche zu erkennen und auf die Kirche geworfen zu sehen. Kirche bedeutet für die Diaspora in Italien ein Doppeltes: eigenen kirchlichen Zusammenschluß und Aufnahme in einen umfassenden, das nationale überhöhenden auf internationalem Feld handlungsfähigen, schützenden und tragenden Bund ihres Bekenntnisses« *(Lepsien 1956, zitiert nach Denecke, 1986).**

»Schon bald wurde das Bekenntnis zur konfessionellen Diasporakirche, die 'das nationale überhöhen' sollte, auf die Probe gestellt. Denn 1957 wurde von drei Evangelisationsgemeinden (Torre del Greco, Torre Annunziata und Santa Maria la Bruna) unter der Leitung ihres Pastors Idelmo Poggioli ein Antrag um Aufnahme in die Gemeinschaft der ELKI gestellt« *(Denecke, 1986).**

Unter diesem Spannungsbogen steht die ELKI auch heute, 50 Jahre nach der rechtlichen Gründung, immer noch. Der Versuchung, »unter christlichem Namen menschliche Geschäfte vorzunehmen«, können wir oft nicht widerstehen, denn wir sind Menschen in dieser Welt, Bürger und Gäste im Staat Italien. Der gleichwertige Umgang mit italienischer und deutscher Sprache ist und bleibt uns Aufgabe und Verpflichtung, zumal sich immer wieder herausstellt, daß auch die Verbindung innerhalb unserer Gemeinden zu Lutheranern aus Nordeuropa und aus der übrigen Welt, ganz zu schweigen von den Kontakten zu unseren Mitgliedern, die in konfessionsverbindenden Ehen leben, nur mit Hilfe der italienischen Sprache zustande kommt.

Diese äußerlichen Schwierigkeiten sollen und dürfen aber das Hauptanliegen, das Luther den Gemeinden und also in der Folge auch den Kirchen auferlegt, nicht behindern, nämlich »das lautere Evangelium zu predigen«. Dazu gehört auch, wie Dahlgrün sagt, »den schützenden, tragenden Bund des Bekenntnisses«, der Kirche ausmacht, in den Mittelpunkt der Verkündigung zu stellen. Wenn der Bund evangelischer Kirchen in Italien, dem die ELKI von Anfang an angehört, in seinem Gründungsdokument 1967 noch den Wunsch festschreibt, sein Ziel sei 'den gemeinsamen Dienst in dem Maß zu garantieren, in dem dieser angemessen und erwünscht sei' so müssen heute unsere Bestrebungen erweitert und in die Zukunft weisende Visionen aufgezeigt werden. Nicht allein das Machbare darf kirchliches Handeln motivieren; Stagnation und Selbstzufriedenheit wären die Folge.

Als Lutheraner sind wir gefordert, die Verantwortlichkeit eines jeden einzelnen vor Gott in Erinnerung zu bringen. Die Rechtfertigung allein durch Gottes Gnade bleibt das Fundament unseres Glaubens und Lebens. Wir müssen uns einbringen in die brennenden Fragen der Gesellschaft, die uns umgibt. Ein überzeugendes Beispiel dafür, daß auch eine kleine Kirche wie die ELKI dazu in der Lage ist, zeigt die von Idelmo Poggioli begonnene diakonische Arbeit von zwei Schulen am Golf von Neapel, deren eine heute in ein polivalentes Zentrum für die Betreuung alter Menschen umgewandelt worden ist. Aber auch die einzelnen Gemeinden stellen sich den sozialen und diakonischen Herausforderungen dank des großen ehrenamtlichen Engagements ihrer Mitglieder, vor allem der Frauen. Dennoch ist der Weg, der vor uns liegt, noch weit.

Luther bezeichnet den Raum, in dem uns christliche Gemeinschaft von Gott geschenkt wird, als die ecclesia invisibilis. Ihn zu erreichen, bedeutet für uns, den Zusammenhalt der Gemeinden zu stärken, den Kontakt zu den protestantischen Schwesterkirchen zu fördern, sich der Eingebundenheit in die Gemeinschaften lutherischer Kirchen der Welt neu zu versichern und darüber hinaus das ökumenische Miteinander durch Gesprächsbereitschaft und gemeinsames Handeln zu unterstützen und dabei auch den interreligiösen Dialog nicht aus den Augen zu verlieren.

So lassen Sie uns das Gebet König Davids übernehmen: »Lehre mich tun nach deinem Wohlgefallen, denn du bist mein Gott; dein guter Geist führe mich auf ebner Bahn«. *(Psalm 143, 10).*

Bärbel Naeve, Rom
Synodalpräsidentin

* *Quelle: Archiv der ELKI, Rom*

Prefazione

»E' necessario, innanzitutto, sapere dove e chi sia la comunità cristiana, affinché sotto il nome di comunità cristiana non si configuri un'opera umana, come sono sempre soliti fare i cattivi cristiani. Là dove viene predicato il puro Vangelo, si riconosce con certezza la comunità cristiana» – sono parole di Martin Lutero *(Secondo la scrittura: Una assemblea o comunità cristiana ha il diritto e la facoltà di giudicare ogni dottrina e di chiamare, insediare e destituire i dottori, 1523 . Trad. V. Vinay – 1958).*

Erich Dahlgrün, il primo Decano della Chiesa Evangelica Luterana in Italia, la CELI, allarga questo giudizio e, guardando alle origini della nascita della chiesa scrive: «È stata la benedizione della prova subita in seguito alle ultime due guerre che la diaspora, spogliata da intenzioni secondarie come quelle nazionali, culturali e sociali, si è riscoperta semplicemente come comunità di Cristo, per riconoscersi, sotto il peso di altre prove, come tale e vedersi proiettata nella chiesa. Chiesa significa per la diaspora in Italia due cose: Una propria unione ecclesiastica e l'adesione ad un legame di salvaguardia e di sostegno ad una confessione di fede ampia, atta all'azione in un campo che superi il nazionale e sia internazionale *(Lepsien 1956, citato da Denecke, 1986).**

»E ben presto la chiesa di diaspora confessionale, che doveva 'superare il nazionale' fu messa alla prova. Nel 1957 le tre comunità d'evangelizzazione (Torre del Greco, Torre Annunziata, Santa Maria la Bruna) con la guida del loro pastore Idelmo Poggioli chiesero l'adesione alla comunione della CELI.» *(Denecke, 1986).**

Ancora oggi, 50 anni dopo il suo riconoscimento giuridico, la CELI è sottoposta a questa tensione. La tentazione di «configurare opere umane sotto il nome di comunità cristiana» è spesso molto forte, perché siamo esseri umani in questo mondo, cittadini ed ospiti nello stato italiano. L'uso paritetico delle lingue italiana e tedesca è e rimane un nostro compito ed impegno, tenendo conto che si nota continuamente che anche i rapporti fra le nostre comunità coi luterani del Nord Europa e del resto del mondo – e senza tener conto dei contatti dei nostri membri che vivono in matrimoni interconfessionali – si rendono possibili solo con l'aiuto della lingua italiana.

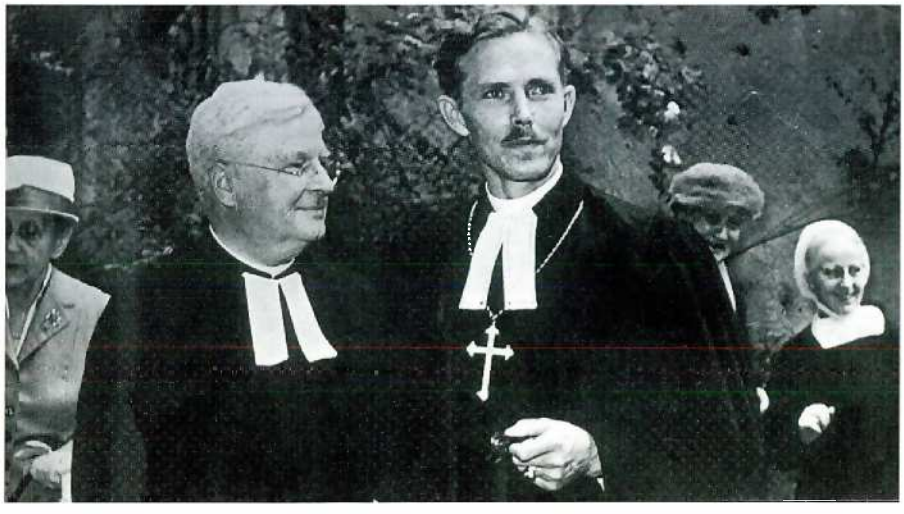
Queste difficoltà esterne non devono comunque impedire, ciò che Lutero chiede alle communità e dunque anche alle chiese, di «annunciare il puro Vangelo«. Di ciò fa parte anche, come dice Dahlgrün, porre «il legame di salvaguardia e di sostegno della Confessione di fede» che costituisce la chiesa, al centro dell'annuncio. Se la Federazione delle Chiese Evangeliche in Italia, di cui la CELI fa parte fin dalla sua nascita, nel suo atto di fondazione del 1967 esprime il desiderio che il suo scopo sia «di provvedere a servizi comuni nella misura in cui sono ricevuti e desiderati«, i nostri sforzi di oggi devono essere aumentati per proiettare visioni verso il futuro: La chiesa non deve essere motivata da ciò che è fattibile, perché questa la porterebbe solo alla stagnazione ed all'autocompiacimento.

Come Luterani ci si richiede di ricordare la responsabilità di ogni singolo davanti a Dio. La giustificazione per sola grazia resta il fondamento della nostra fede e della nostra vita. Noi abbiamo il dovere di immedesimarci nei problemi scottanti della società che ci circonda. Un esempio convincente che anche una piccola chiesa come la CELI possa farcela, ci viene mostrato dall'opera diaconica iniziata da Idelmo Poggioli sul Golfo di Napoli con due scuole di cui una è oggi un centro polivalente per l'assistenza agli anziani. Ma anche le singole comunità non si negano alle sfide sociali e di diaconia, grazie all'impegno volontario dei loro membri, soprattutto delle donne. Comunque, il cammino davanti a noi è ancora lungo.

Lutero definisce lo spazio che Dio mette a disposizione della comunione cristiana come ecclesia invisibilis. Per raggiungerlo dobbiamo rafforzare il legame fra le comunità, stringere i rapporti con le chiese protestanti sorelle, assicurarci nuovamente il legame con le associazioni delle chiese luterane nel mondo ed inoltre sostenere la comunione ecumenica con l'apertura del dialogo e con azioni comuni, senza dimenticare il dialogo interreligioso.

Concludo riprendendo la preghiera di re Davide: «Insegnami a fare la tua volontà, perché tu sei il mio Dio. Con bontà mi guidi il tuo spirito su terra piana e sicura» *(Salmo 143, 10).*

Bärbel Naeve, Roma
Presidente del Sinodo



Altdekan Dahlgrün mit Dekan Lesien.
Il Decano emerito Dahlgrün con il Cecano Lepsien.

* *Archivio CELI, Roma*

50 Jahre ELKI/CELI *

Von Hans Eberhard Radbruch

Der Zusammenschluss der wenigen, gleichmässig über das langgestreckte Land Italien verstreuten deutschen Gemeinden zu einer Kirche ist eine Folge des 2.Weltkrieges. An dessen Ende sahen sich die bisher locker miteinander verbundenen Gemeinden – von ihrer Nährmutter, der EKiD, abgeschnitten – in einer existenziellen Notlage. Sie waren in einer chaotischen Umwelt auf sich allein gestellt, ohne Informationen, desorientiert, immer die Gefahr vor Augen, dass ihr Eigentum – oder Teile davon – als Feindeigentum beschlagnahmt würde.

Nur aus der Perspektive der Jahre 1945 – 1947 ist zu verstehen, was damals geschah. Der Krieg war über Italien gerollt wie über Deutschland und hatte gleichermassen schmerzliche Wunden hinterlassen. Einst mit Deutschland verbündet, dann sein Gegner, hatte das Land unter der deutschen Besatzung Furchtbares durchlitten. Deutsch wurde mit Nazifaschismus gleichgesetzt. Das Königreich Italien stand am Ende des Krieges auf der Seite der Sieger und wurde doch wie ein Besiegter behandelt. Zwar war Italien nach wie vor ein souveräner Staat, aber seine Souveränität war durch die Waffenstillstandsbedingungen doch erheblich eingeschränkt. Im Nebeneinander von italienischem Recht und Besatzungsrecht hatten auch die deutschen Gemeinden zunächst überlebt. Das betraf nicht nur den Bestand sondern auch den Unterhalt: die Vergütung für die Benutzung der Kirchen durch die Besatzungsmächte half den Gemeinden über manche Notlage.

Im übrigen glich das Italien jener Jahre dem Deutschland zu der gleichen Zeit. Die Infrastruktur war zusammengebrochen und wurde erst sehr langsam wieder hergestellt. Bahn und Post funktionierten nicht richtig. Telefone gab es so gut wie keine. Die Kommunikation war auf ein Minimum reduziert und hing oft vom Zufall ab. Die Nachrichten aus Deutschland liessen kaum Vorstellungen über die Zustände dort zu. Man war mehr oder weniger auf Gerüchte angewiesen.

Der Alltag war vom Kampf um die Mittel zur Befriedigung der menschlichen Grundbedürfnisse bestimmt. Reisen war ein besonderes Problem. Es dauerte lange bis man von Rom nach Mailand gelangte und wenn man einmal dort angekommen war, dann war man auf die Gastfreundschaft der Gemeinden angewiesen, denn selbst zu den Zeiten, als Hotels wieder zugänglich waren, fehlte das Geld um Hotelunterkunft zu bezahlen. Die Gastfreundschaft durfte jedoch nicht überstrapaziert werden, so war es angebracht, Verpflegung mitzubringen.

Die deutschen evangelischen Gemeinden in Italien hatten den Krieg arg zerzaust überlebt. Die grossen Gemeinden – Rom, Mailand, Bozen, Meran – hatten noch Pfarrer. Die kleinen Gemeinden – Florenz, Venedig – wurden von dort aus mitversorgt. Die Gemeindemitglieder dagegen waren zerstreut. Das galt vor allem für die »Reichsdeutschen«, die bisher als Garantie dafür gegolten hatten, dass der »deutsche Grundcharakter nicht Einbusse« erlitt. In der Auseinandersetzung mit der EKiD später wird die sich daraus ergebende Umstrukturierung als Argument für den Wandel von der deutschen Auslandsgemeinde zu einer nach Italien hineinwachsenden Kirche genommen werden.

Zunächst jedoch hatten die Gemeinden andere Sorgen. Bei den verbliebenen deutschen Pfarrern stand nicht die Gemeindearbeit im Vordergrund, obgleich sie gewissenhaft dem Gottesdienst Priorität vor allen anderen Verpflichtungen einräumten. Die Not und das Leid jener Tage trieben die Menschen vor die Kirchentür. Es war in Italien nicht nur Unterkunft und Verpflegung, an dem es fehlte, sondern Hilfe wurde benötigt bei der Suche nach verlorenen Familienmitgliedern, der Überwindung behördlicher Hindernisse und der Ausstattung mit dem Notwendigsten. Die Hilfeersuchen kommen aus aller Welt. So schreibt der Verwalter der Evangelischen Carmel Mission in Haifa, Jack Littauer, ein Judenchrist, Anfang 1947 an Pfarrer Wabnitz in Mailand und bittet ihn, seine Tochter, die in einem jüdischen Flüchtlingslager auf die Einreisebewilligung nach Haifa wartet, in einem christlichen Heim unterzubringen. Neben der Hilfe für Flüchtlinge nahm die Betreuung von Kriegsgefangenen einen grossen Raum in der kirchlichen Arbeit der Gemeinden ein.

Die deutschen Pfarrer haben sich diesen Aufgaben mit Hingabe gestellt. Der Mailänder Pfarrer Wabnitz hat sich in den turbulenten Tagen des Zusammenbruchs der deutschen Herrschaft so grosse Verdienste auf diesem Arbeitsfeld erworben, dass ihm später das Bundesverdienstkreuz dafür verliehen wurde. Bei der Betreuung der Kriegsgefangenen – in geringerem Masse bei der Flüchtlingshilfe – konnten die deutschen Pfarrer erste offizielle internationale Kontakte knüpfen, denn neben dem CVJM hatte hier der »Vorläufige Ausschuss für den Ökumenischen Rat« ein erstes praktisches Arbeitsfeld gefunden. Im Rahmen der Ökumene war besonders aktiv der Lutherische Weltkonvent – ab 1946 Lutherischer Weltbund (LWB). Die gemeinsame Arbeit wandelte sich schnell von einem Nebeneinander zu einem Miteinander. Die Erfahrungen und der Rat der deutschen Pfarrer wurden so geschätzt, dass die Ökumene sie zu ihren Grundsatzbesprechungen nach Genf einlud. Das geschah zunächst auf persönlicher Ebene, und es sollte sich deshalb später als schwierig erweisen, diese Genfer Aktivitäten zu koordinieren, als die Genfer Kontakte genutzt werden sollten, um den deutschen evangelischen Gemeinden wieder eine materielle Grundlage zu

Friedrich Wabnitz

* *Der Artikel stützt sich auf die Akten des Archivs der ELKI. Das gilt insbesondere für die nicht besonders gekennzeichneten Zitate.*

50 anni di ELKI/CELI *

Di
Hans Eberhard Radbruch

L'unione delle poche comunità tedesche sparpagliate uniformemente per tutta la lunghezza della penisola italiana è una conseguenza della II guerra mondiale. Alla fine della guerra esse – che fino ad allora avevano avuto sporadici rapporti reciproci – separate dalla chiesa madre, la EKiD (Chiesa Evangelica in Germania), vennero a trovarsi in una situazione precaria. Abbandonate a se stesse in un mondo caotico, senza informazioni di alcun genere, disorientate, vedevano davanti a sé solo il pericolo dell'esproprio delle loro proprietà – o parte di esse – come bene appartenuto al nemico.
Solo dalla prospettiva degli anni 1945-47 si può comprendere ciò che accadde in quei frangenti. La guerra aveva investito l'Italia come la Germania ed aveva lasciato dolorose ferite. Prima alleato della Germania, poi sua nemica, il paese aveva dovuto subire cose terribili sotto l'occupazione tedesca. «Tedesco» era sinonimo di nazifascista. Il Regno d'Italia sedeva, alla fine della guerra, accanto ai vincitori, ma veniva trattata da paese sconfitto. Anche se rimaneva un paese sovrano, la sua sovranità veniva molto limitata dalle condizioni date dalla tregua. Nella convivenza fra diritto italiano e diritto dell'occupante, anche le comunità tedesche avevano trovato una possibilità di sopravvivenza che riguardava non solo la loro continuità, ma anche un modo di finanziarsi: Le forze di occupazione che usavano le loro chiese pagavano un contributo che aiutò alcune comunità a superare momenti di bisogno.
Nelle altre cose, l'Italia di quegli anni non si differenziava dalla Germania nello stesso periodo. Le infrastrutture erano crollate e solo lentamente stavano rinascendo: La posta e la ferrovia funzionavano male. Telefoni: erano come se non ci fossero. La comunicazione era ridotta al minimo e dipendeva spesso dal caso. Le notizie dalla Germania erano troppo poche per farsi un'idea di come stessero realmente le cose. Ci si basava, più che altro, sui «si dice...».
La vita era contrassegnata dalla lotta per i mezzi elementari più necessari alla sopravvivenza. Viaggiare rappresentava un problema. Un viaggio da Roma a Milano durava molto a lungo e, quando si era arrivati, si poteva contare solo sull'ospitalità delle comunità locali. Anche quando furono riaperti i primi alberghi, questi erano troppo cari da pagare. Dell'ospitalità, comunque, non si poteva approfittare troppo e così era normale portarsi da casa le proprie vettovaglie.
Le comunità evangeliche tedesche in Italia erano sopravvissute alla guerra in maniera estremamente fortunosa. Le comunità più grandi – Roma, Milano, Bolzano, Merano – avevano ancora dei pastori. Le piccole – Firenze, Venezia – venivano seguite da questi. I membri di chiesa, invece, erano sparpagliati un po' dovunque. E questo vale soprattutto per i tedeschi del «Reich» che fino ad allora avevano rappresentato la garanzia della continuità del carattere tedesco delle comunità. Nella discussione che seguirà con la EKiD la ristrutturazione che risultò da questa situazione fu portata come argomento del passaggio da comunità tedesche all'estero ad una chiesa che cresceva nel contesto italiano.
Ma, almeno all'inizio, le comunità avevano altre preoccupazioni. Per i pastori rimasti non era il lavoro comunitario quello principale, anche se i servizi di culto avevano priorità su altri impegni. Ma lo stato di bisogno e le sofferenze di quei giorni trascinavano tante persone fino alle porte dalla chiesa. Non mancavano, in Italia, soltanto alloggi e vettovaglie: Si chiedeva aiuto per ritrovare i familiari dispersi, per superare ostacoli burocratici, per ricevere le cose di prima necessità. Le richieste d'aiuto provenivano da tutto il mondo: L'amministratore della missione evangelica del Carmelo, Jack Littauer, un ebreo convertito, scriveva nel 1947 da Haifa al Pastore Wabnitz a Milano per pregarlo di far ospitare la figlia, che attendeva in una campo profughi per ebrei il visto per la Palestina, in un ospizio cristiano. Accanto all'aiuto ai profughi aumentava per le comunità l'impegno nella cura dei prigionieri di guerra.
I pastori tedeschi si sono dedicati con impegno a questo compito. Il Pastore Wabnitz di Milano si guadagnò, nei giorni turbolenti della disfatta della potenza tedesca, grandi meriti in questo campo, tanto da ricevere, più tardi, la croce al merito della Repubblica Federale di Germania. Nella cura dei prigionieri di guerra – e in quantità minore in quella dei profughi – i pastori tedeschi ebbero l'opportunità di allacciare i primi contatti internazionali ufficiali. Infatti, accanto alla YMCA, aveva iniziato il lavoro pratico in questo campo il «Comitato provvisorio del Consiglio Ecumenico». Nel quadro ecumenico era particolarmente attiva la «Conferenza Luterana Mondiale» – dal 1946 «Federazione Luterana Mondiale» (FLM). Il lavoro comune si trasformò presto in una stretta collaborazione. L'esperienza ed il consiglio dei pastori tedeschi era così stimato che essi venivano invitati alle riunioni decisive a Ginevra. Questo accadeva nei primi tempi per iniziativa personale per cui risultò difficile, più tardi, coordinare le attività ginevrine quando si trattò di usufruirne per dare alle comunità evangeliche tedesche una nuova base materiale. Come ha già scritto Jens Petersen, in Italia «non c'erano comunità con possibilità di sopravvivenza senza il sostegno personale e finanziario della madrepatria» (*Jens Petersen, Die deutschen evangelischen Gemeinden in Rom und Italien vor der Herausforderung des Nationalsozialismus 1933 – 1943*). Questa fu la conseguenza della guerra perduta. Fra l'Italia e la Germania era calato un sipario che pur con qualche permeabilità, lasciava passare le notizie e le informazioni solo filtrate. Lo stesso valeva per merci o denaro, nel caso che la «madrepatria» ne avesse potuto disporre. La Germania giaceva in macerie, la sua industria distrutta: Non era pensabile che avrebbe potuto, in tempi prevedibili, provvedere al sostegno delle comunità evangeliche tedesche nei loro bisogni primari.
Un'altra difficoltà era nell'impossibilità delle comunità di trovare con chi dialogare in Germania: Questo dipendeva sia dalle difficoltà di comunicazione che dalla lentezza con cui si andava costituendo l'ufficio estero della chiesa (Kirchliches Aussenamt, KA). Fino al suo arresto era stato Eugen Gerstenmeier competente per le comunità in Italia. Con lui si era stati in confidenza, di lui si parlava come «Eugen», le sue opinioni erano conosciute, si poteva contare su di lui. Durò qualche tempo fino a che Martin Niemöller prese le redini del KA. Ma era un tipo completamente diverso: Brusco, incondizionato, non disposto a compromessi,

** L'articolo si basa sulla documentazione contenuta negli archivi della C.E.L.I. – Ciò vale soprattutto per le citazioni non specificate*

geben. Wie schon Jens Petersen festgestellt hat, gab es in Italien »kaum eine Gemeinde, die ohne institutionelle, personelle und finanzielle Hilfe aus der Heimat hätte überleben können« (*Jens Petersen, Die deutschen evangelischen Gemeinden in Rom und Italien vor der Herausforderung des Nationalsozialismus 1933 – 1943*). Als Folge des verlorenen Krieges war der Ernstfall eingetreten. Zwischen Italien und Deutschland hatte sich ein Vorhang herabgesenkt, der zwar durchlässig war, aber Nachrichten und Informationen nur gefiltert durchliess. Das gleiche galt für Waren und Geld, wenn die »Heimat« überhaupt über Mittel verfügt hätte. Deutschland lag in Ruinen, seine Industrie war zerstört: es war nicht anzunehmen, dass es in absehbarer Zeit in der Lage sein würde, den deutschen evangelischen Gemeinden in Italien die existenznotwendige Unterstützung zukommen zu lassen.

Erschwerend kam hinzu, dass die Gemeinden in Deutschland keinen Ansprechpartner mehr hatten. Das lag sowohl an den Schwierigkeiten der Kommunikation als auch an der nur langsam in Gang kommenden Organisation des Kirchlichen Aussenamtes (KA). Bis zu seiner Verhaftung war Eugen Gerstenmaier für die italienischen Gemeinden zuständig gewesen. Mit ihm war man vertraut gewesen, untereinander sprach man von »Eugen«, seine Ansichten waren bekannt, er war eine berechenbare Grösse. Es dauerte nach Kriegsende einige Zeit bis Martin Niemöller im KA das Heft in die Hand nahm. Er aber war so ganz anders: schroff, unbedingt, Kompromissen nicht zugänglich, so gar nicht italienisch. Der Konflikt war vorprogrammiert.

Die Gemeinden fühlten sich von Deutschland allein gelassen. Sie hatten zwar die ersten Jahre nach dem Krieg einigermassen überlebt, der Zeitpunkt, zu dem die Reserven erschöpft sein würden, begann sich jedoch abzuzeichnen. Irgendwoher musste die Hilfe kommen, ohne die sie nicht überleben konnten. Der Blick wendete sich von Deutschland nach Genf. Dahin bestanden in Italien Kontakte. Keiner der Beteiligten konnte Bedenken dagegen sehen, dass die Ökumene um Hilfe gebeten wurde. Immerhin hatte Eugen Gerstenmaier schon 1943 bei seinem letzten Besuch in Rom auf eine mögliche Versorgung über die Ökumene verwiesen, da das KA auf Dauer nur zwei Gemeinden (Rom und Mailand) garantieren könnte.

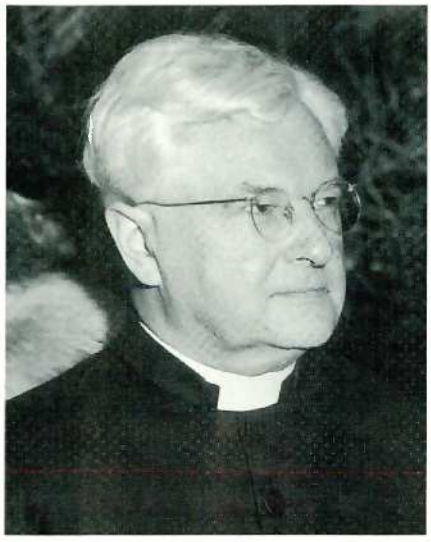
Das war der Augenblick, in dem die Würfel fielen. Im Oktober 1947 hatte der Bozener Pfarrer Naumann, der an einer Konferenz in Genf teilgenommen hatte und im Anschluss daran einen Freund im LWB besuchte, ein – wie er vorgab zufälliges – längeres Gespräch mit dem amerikanischen Pfarrer Michelfelder, der zu einer Schlüsselfigur bei der Gründung der ELKI werden sollte. Er sass den Ausschüssen vor, die Hilfsgelder verteilten. Als Generalsekretär des LWB war er einer der einflussreichsten Männer in der Ökumene. Bei dem Gespräch muss schon davon ausgegangen worden sein, dass nicht einzelne deutsche Auslandsgemeinden gefördert werden könnten, sondern nur Kirchen. Michelfelder stellte Naumann nun einige Fragen, die Naumann für Bedingungen einer Förderung hielt. Er teilte sie als solche den Mitgliedern der Pfarrkonferenz mit, die diese Auffassung unkritisch übernahm. Später wird Wabnitz sich fragen, warum die Frage nach der Klärung des Konfessionsstandes so verstanden worden sei, als sei der Beitritt zum LWB die Voraussetzung zur »Bewilligung unseres Etats«. Da aber hatte sich – auch an dieser Frage – schon eine heftige Auseinandersetzung mit dem KA entzündet.

Wahrscheinlich wäre der Konflikt vermieden worden, wenn – entsprechend dem Beschluss der Pfarrkonferenz – Wabnitz allein die Verhandlungen geführt hätte. Die eigenmächtigen Initiativen einzelner – wie die Naumanns – gaben ihm immer wieder Anlass darauf hinzuweisen, welches Unheil durch so eigenmächtiges Vorgehen angerichtet wurde. Wabnitz war für diese Aufgabe zunächst wohl gewählt worden, weil Mailand nahe an Genf liegt. Es sollte sich sehr schnell herausstellen, dass damit der richtige Mann für die Aufgabe gefunden worden war. Nach eigenem Urteil als Theologe nicht herausragend, aber tatkräftig, zupackend, praktisch denkend, taktische Überlegungen in den Vordergrund stellend, sich selbst nichts vormachend, eigene Positionen immer überprüfend, und von einer ungeheuren Arbeitskraft (er betreute Florenz und Venedig nebenbei gewissenhaft) war er ein Mann, »der in der Stunde der Not wie auch der Freude stets zugegen war«. Wabnitz wurde der eine der Gründerväter der ELKI.

Der zweite war der römische Pfarrer Dahlgrün. Er war das Gegenteil von Wabnitz. Er war der Theologe, den seine Kollegen als ihnen überlegen anerkannten. Der Senior, der Meraner Pfarrer Giese, hatte ihm »die wissenschaftliche Leitung« der Pfarrkonferenz überlassen, weil er sich ihm gegenüber seiner »wissenschaftlichen Schwäche« bewusst war. Er war unangefochten der geistige Führer im Kreis der Kollegen. Er ging jedem Problem mit Sorgfalt und Gründlichkeit nach, so dass seine Ausführungen unwiderlegbar waren. Wabnitz wird das mehr als einmal anerkennen, aber oft mahnen, dass die Sache soviel Mühe nicht wert sei. Von Dahlgrün stammen die Entwürfe aller Grundsatzpapiere der Gründungszeit und noch im Ruhestand – jetzt zeitweise in Florenz lebend – wird sein Nachfolger in Rom ihn um Gutachten, wie z.B. zur Gültigkeit einer bestimmten Taufhandlung, bitten. Es gibt zahlreiche Anekdoten über ihn, die das Bild eines zerstreuten Professors zeichnen. So schrieb er, zurück von einer Besprechung in Mailand, stolz an Wabnitz, dass er diesmal nicht einmal den Rasierpinsel vergessen hätte, nur um zu hören, dass er zwar nicht den Rasierpinsel dagegen aber seine Akten vergessen habe. Aber das Bild täuscht. Von Dahlgrün muss ein Charisma ausgegangen sein, das nicht nur seine Kollegen sondern auch Aussenstehende in den Bann zog. Wie hätte er anders einen so angesehenen Juristen aus einer alten italienischen Familie wie (Conte) Piola Caselli als Rechtsbeistand gewinnen können. Wabnitz und Dahlgrün ergänzten sich in diesen Jahren ideal. Als Team waren sie unschlagbar: Der Macher und der Denker.

Am Anfang bestand der Zweifel erstaunlicherweise nicht bei Dahlgrün sondern bei Wabnitz, der bezweifelte, dass die evangelischen Gemeinden in Italien eine lutherische Kirche bilden könnten. Er hielt höchstens einen Zusammenschluss von »lutherischen Pastoren« für möglich, wies aber darauf hin, dass Dahlgrün der einzige »reinen Wassers« sei. Wabnitz wird diese vorsichtige Haltung während der ganzen Gründungszeit durchhalten, auch wenn er in der Frage der Machbarkeit einer lutherischen Kirche seine Haltung bald änderte. Es ist nicht mehr festzustellen, welche Argumente ihn überzeugten. Wahrscheinlich war es für ihn ausgemacht, dass der Anschluss an den LWB der einzige Weg zur Existenzsicherung war.

Die Verhandlungen mit Genf führte Wabnitz weitgehend allein. Das lag ursprünglich nicht in der Absicht, aber die Umstände erzwangen es. Zur Auslandsreise in den Jahren 1947/48 brauchte man nicht nur Pass und Visum, sondern auch eine Rückeinreisegewähr der Questura. Als z.B. 1947 die beiden Pfarrer zu einer Sitzung der ökumenischen



Erich Dahlgrün

per niente di tipo italiano. Il conflitto sembrava già programmato.

Le comunità si sentivano abbandonate dalla Germania. Pur essendo sopravvissute in qualche modo nei primi anni del dopoguerra, ora si vedeva giungere il momento in cui le riserve si sarebbero esaurite. Da qualche parte doveva arrivare un aiuto senza il quale non ci sarebbe stata sopravvivenza. Lo sguardo si spostò dalla Germania a Ginevra. I contatti con l'Italia già c'erano. Nessuno degli interessati avrebbe avuto perplessità su una richiesta d'aiuto rivolta all'Ecumene. Anche Eugen Gerstenmeier aveva indicato, durante la sua ultima visita a Roma nel 1943, un possibile aiuto tramite il Consiglio Ecumenico, perché il KA non era in grado di garantire più di due comunità (Roma e Milano).

Il dado era tratto. Nell'ottobre 1947 il pastore di Bolzano, Naumann, in occasione della partecipazione ad una conferenza a Ginevra e dopo aver visitato un amico presso la Federazione Luterana Mondiale, ebbe un lungo colloquio col pastore americano Michelfelder che doveva diventare una delle figure chiave della fondazione della CELI. Questi era presidente dei comitati che distribuivano gli aiuti finanziari. Come Segretario Generale della Federazione Luterana Mondiale era una delle persone più influenti dell'Ecumene. Già in questo colloquio fu posta la premessa che non si potevano aiutare le singole comunità tedesche all'estero, ma soltanto chiese. Michelfelder pose a Naumann alcune domande che questi interpretò come condizioni per poter ricevere aiuti. E così comunicò anche la cosa ai colleghi della Conferenza Pastorale che la accettarono senza critiche.

Più tardi Wabnitz si chiederà perché il problema del chiarimento dello stato confessionale sia stato compreso come se l'entrata nella FLM fosse la premessa della «approvazione del bilancio«. Nel frattempo era iniziata – anche su questo punto – un'accesa disputa col KA.

Il conflitto sarebbe stato probabilmente evitato se – conformemente alle decisioni della Conferenza Pastorale – Wabnitz avesse condotto le trattative da solo. Le iniziative spontanee dei singoli – come quella di Naumann – gli davano sempre motivo per ricordare quanti guai potevano nascere da iniziative proprie. Wabnitz era stato scelto per questo compito probabilmente perché Milano era la città più vicina a Ginevra. Ma presto fu chiaro che si era scelta la persona giusta per il posto giusto. Wabnitz non si riteneva un teologo di prima grandezza, ma era energico, si dava da fare, pensava in modo pratico, poneva in prima linea le riflessioni tattiche, non si faceva illusioni, poneva anche le proprie posizioni sotto una luce critica ed era dotato di immensa alacrità (curava Milano e Firenze in maniera oltremodo coscienziosa), era un uomo «sempre presente sia nell'ora del bisogno che in quella della gioia». Wabnitz divenne uno dei padri fondatori della CELI.

Il secondo fu il pastore di Roma, Dahlgrün, che era esattamente il contrario di Wabnitz. Era il teologo ritenuto superiore da tutti i suoi colleghi. Il «Senior«, il pastore di Merano Giese, gli aveva affidato la «direzione scientifica» della Conferenza Pastorale, perché di fronte a lui sentiva la coscienza della «propria debolezza scientifica«. Egli era senza dubbio la guida spirituale dei suoi colleghi. Ogni problema veniva esaminato con attenzione e precisione, così che era impossibile contraddirlo. Wabnitz lo riconoscerà spesso, anche se ricordava che la cosa non valeva tutta questa pena. Di Dahlgrün sono tutti i progetti dei documenti basilari per il periodo della fondazione della chiesa e anche dopo il pensionamento – si era ritirato a Firenze per un certo tempo – il suo successore a Roma gli chiederà dei pareri, per es. sulla validità di determinate forme di battesimo. Ci sono molti aneddoti su di lui che lo presentano come un professore distratto. Una volta, dopo un incontro a Milano, scriveva orgoglioso a Wabnitz di non essersi dimenticato il suo pennello da barba. E Wabnitz gli rispondeva che, sì, aveva riportato indietro il pennello da barba, ma che aveva dimenticato la borsa con tutti i documenti. Ma non bisogna lasciarsi ingannare: Da Dahlgrün emanava un fluido carismatico che impressionava non solo i colleghi, ma anche gli estranei. Come avrebbe potuto altrimenti guadagnarsi il sostegno giuridico di un avvocato così in vista come il Conte Piola Caselli, di un'antica casata italiana? Wabnitz e Dahlgrün si integravano a meraviglia per quegli anni. Come team erano imbattibili: Il braccio e la mente.

Il dubbio iniziale che le comunità in Italia potessero unirsi in una chiesa luterana fu espresso, stranamente, da Wabnitz e non da Dahlgrün. Egli riteneva possibile una associazione di «Pastori luterani», ma ricordava che Dahlgrün era l'unico ad esser tale. Questa posizione di prudenza fu mantenuta da Wabnitz durante tutto il periodo di preparazione alla fondazione di una chiesa luterana, ma ben presto dovette ricredersi. Non si sa più quali argomenti lo convinsero. Probabilmente anche per lui l'unica possibilità di sopravvivenza gli appariva nell'adesione alla FLM.

Le trattative con Ginevra furono condotte quasi tutte da Wabnitz da solo. Non era questa l'intenzione iniziale, ma la situazione lo richiese. Per andare all'estero negli anni 1947/48 non era necessario solo un passaporto con un visto, ma anche un permesso di rientro rilasciato dalla questura. Quando nel 1947 i due pastori furono invitati a Ginevra per una seduta della commissione per i rifugiati, non riuscirono a mettere insieme i permessi necessari. Dahlgrün si rassegnò, Wabnitz partì. Egli stesso racconta in modo molto espressivo: «secondo il principio che il mondo vuole essere ingannato, partii senza passaporto, con un pezzo di carta sul quale era scritto qualcosa in inglese e col vestito che tutti conoscono e sono passato dappertutto». Purtroppo non abbiamo una descrizione del vestito, ma deve essere stato qualcosa di eccezionale se lo scapolo Wabnitz racconta più avanti che il vestito non ha impressionato solo le autorità di frontiera, ma anche le ragazze che lavoravano presso il Centro ecumenico.

Anche se Wabnitz dovette viaggiare spesso da solo, gli scopi da raggiungere nelle trattative erano stati elaborati inequivocabilmente da Dahlgrün. Nella prima fase si trattò degli aiuti ai profughi (vestiti), del lavoro fra i prigionieri di guerra (bibbie), e del sostegno per la sopravvivenza delle comunità tedesche (finanziamenti). Wabnitz riuscì a raccogliere molti mezzi dai diversi fondi a scopo di aiuto umanitario. Il denaro lo portava spesso direttamente con sé in tasca, le merci venivano spedite. Il denaro serviva soprattutto per gli stipendi dei pastori, le merci aiutavano a tappare i buchi. Il

Flüchtlingskommission nach Genf eingeladen wurden, bekamen sie beide die notwendigen Papiere nicht zusammen. Dahlgrün resignierte, Wabnitz jedoch fuhr. Er selbst hat das sehr farbig beschrieben: »..nach dem Grundsatz, 'il mondo vuol essere ingannato (die Welt will betrogen werden),' fuhr ich ohne Pass, mit einem Stück Papier, auf dem auf englisch etwas draufstand, und in dem Anzug, in dem ihr mich meistens kennt, und kam überall glänzend durch.« Leider gibt es keine Beschreibung des Anzuges, aber er muss schon etwas besonderes gewesen sein, denn der Junggeselle Wabnitz berichtet etwas später weiter, dass er in dem Anzug nicht nur die Behörden düpiert sondern auch grossen Eindruck auf die bei der Ökumene arbeitenden Mädchen gemacht habe.

Auch wenn Wabnitz oft allein fahren musste, so waren die Verhandlungsziele doch von Dahlgrün eindeutig vorgegeben. In einer ersten Phase ging es um Mittel für die Hilfe an Flüchtlingen (Kleidung), für die Arbeit mit Kriegsgefangenen (Bibeln) und für die Existenzsicherung der deutschen Gemeinden (Geld). Wabnitz gelang es, erhebliche Mittel bei unterschiedlichen Hilfsfonds locker zu machen. Geld brachte er dann oft bar in der eigenen Tasche mit nach Italien. Waren wurden geschickt. Das Geld diente überwiegend für die Auszahlung als Pfarrergehälter. Die Waren halfen die ärgsten Löcher stopfen. Der Transport war nicht immer einfach. So konnte es einmal geschehen, dass eine Sendung Schuhe unbrauchbar war, weil sie nur Schuhe für den linken Fuss enthielt. Solche Zwischenfälle minderten den Wert der Hilfssendungen jedoch nicht. Für Wabnitz wurde die Einwerbung eine Leidenschaft. Er berichtet davon an Dahlgrün: »5000 Dollar locker gemacht.« Er stand auch im Mittelpunkt der Verteilung. Er wusste, dass alles, was er einwarb, nicht ausreichte. Darum drängte er auf Sparsamkeit, auch wenn er selbst betroffen war: z.B. machte er den Vorschlag, die Pfarrstelle Florenz vorerst nicht wieder zu besetzen, weil wegen der wenigen Gemeindemitglieder keine Zuschüsse zu erwarten waren.

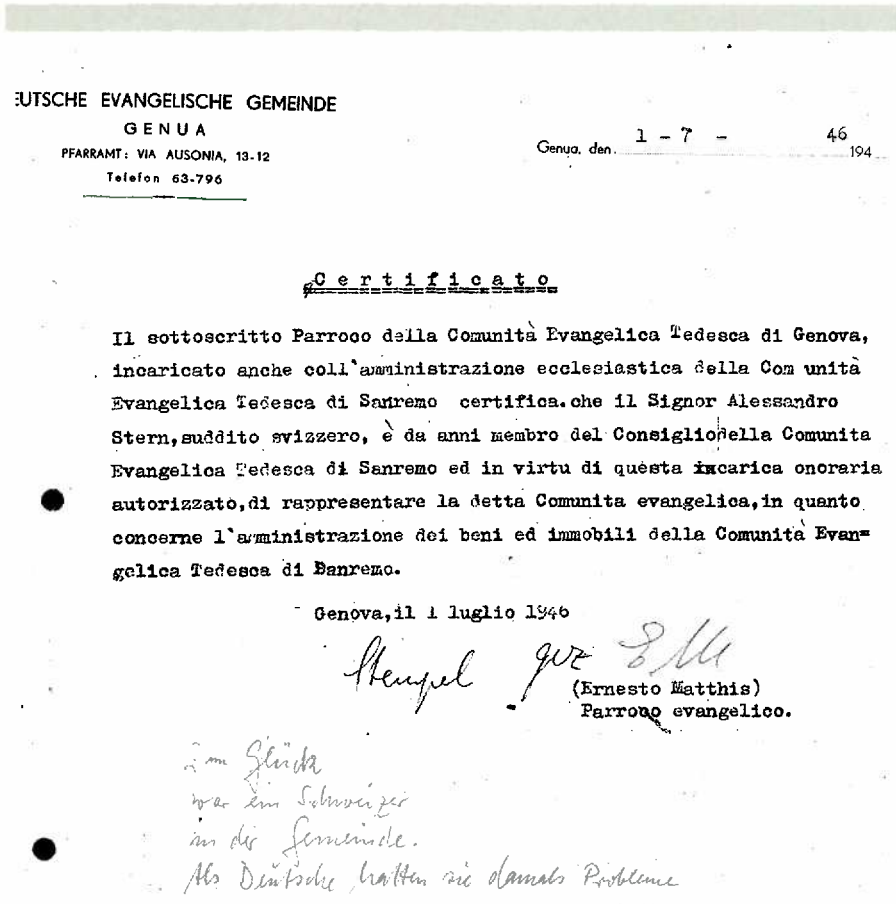
Während die Verhandlungen mit Michelfelder auf gutem Wege waren, baute sich ein Konflikt mit dem KA und seinem neuen Leiter Martin Niemöller auf. Aus deren Sicht versuchten die deutschen Auslandsgemeinden in Italien unter Umgehung der EKiD und ohne deren Beteiligung sich von der Mutterkirche abzuspalten. Bei den Pfarrern in Italien wurde der – teilweise sehr heftig geführte – Konflikt überwiegend darauf zurückgeführt, dass Niemöller als unierter Pfarrer den Wechsel unierter Gemeinden zum LWB sehr kritisch sah und mit aller Kraft bekämpfte. Darin kann ein Stück Wahrheit enthalten sein, obgleich alle Hinweise dahingehend auf Hörensagen beruhten. Fest steht, dass Niemöller sich damals in keiner guten Verfassung befand. Niedergeschlagenheit, Depressionen und physische Krankheit beschwerten ihn. Das war in Italien bekannt. Wabnitz berichtet, dass er von Michelfelder gehört habe, dass Niemöller völlig nervös und 'down' sei, abgemagert, müde, überanstrengt. Bei der letzten EKiD-Ratssitzung sei er weinend hinausgegangen. Fest steht sachlich auch, dass in den Jahren 1948/49 in Deutschland das Wort »Spaltung« eine Bedeutung hatte, die über das Alltägliche hinausging.

Niemöller, der auf eine Erneuerung der Kirche aus lebendigen Gemeinden heraus gehofft hatte, sah in der Politik der Auslandsgemeinden in Italien das genaue Gegenteil einer solchen Erneuerung. Es gab keine Verständigungsmöglichkeit zwischen den beiden Konfliktparteien. Sie sprachen nicht die gleiche Sprache, auch wenn sie die gleichen Worte benutzten. Als ihm aus Italien vorgeworfen wurde, er wolle »lebendige Gemeinde« zerbrechen, antwortete er mit dem harten – und so wie er formulierte ungerechten – Satz: »Ich bin überzeugt davon, dass das Weiterleben oder Zerbrechen lebendiger Gemeinden nur am Rande etwas mit Dollars zu tun hat.« Der Dialog spiegelt die unterschiedliche Deutung des Begriffs 'lebendige Gemeinde'. Niemöllers theologisches Selbstverständnis war durch den Kirchenkampf bestimmt. An den italienischen Gemeinden war der Kirchenkampf vorbeigegangen. Sie hatten es satt, wenn immer mit den »Erfahrungen aus dem Kirchenkampf« argumentiert wurde. Sie pochten auf eine »Gleichstellung mit England« und merkten gar nicht, dass aus der Perspektive des Kirchenkampfes die unterschiedliche Behandlung gerechtfertigt werden konnte.

Es war das Verdienst von Reinhold von Thadden-Trieglaff, wenn der Konflikt nicht zu einem radikalen, nicht mehr zu heilenden Bruch führte. Von Thadden war in Genf in einer nicht genau definierten Rolle: teils war er Delegierter des Rates der EKiD, teils handelte er im Auftrag des ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK), von Thadden war wie Niemöller im Kirchenkampf aktiv gewesen. Er hatte als Mitglied des »Geschäftsführenden Ausschusses des Reichsbruderrates« Verantwortung getragen, im Unterschied zu Niemöller jedoch keine radikale sondern eine eher vermittelnde Rolle eingenommen. Er litt unter der Spaltung der Kirche und versuchte Brücken zu bauen. Aus dieser Haltung heraus gelang es ihm, als einzigem Vertreter der EKiD, ein vertrauensvolles Verhältnis zu den Auslandsgemeinden in Italien aufzubauen. Allerdings war er schwer behindert. Er war schwerkrank und musste sich immer wieder Operationen unterziehen. Ausserdem hatte von Thadden keine Position inne, von der aus er viel bewirken konnte. Er selbst litt darunter, dass sein Auftrag nicht genauer definiert war. So konnte er zwar »einiges für auslandsdeutsche Gemeinden tun, doch wurden seine Dienste seitens des Aussenamtes nicht so in Anspruch genommen, wie es möglich gewesen wäre und wie er es sich wünschte.« (*F. Lorenz, Gestalten der Kirchengeschichte, Bd. 10.2*).

So vermochte von Thadden zwar den Konflikt zu entschärfen, zu einer Lösung beizutragen vermochte er nicht. Die Positionen der Pfarrkonferenz und des KA standen sich unversöhnlich gegenüber. Die Pfarrkonferenz verlangte: die Umwandlung in eine autonome Kirche, eine Kirchenverfassung unter Berücksichtigung der örtlichen Gegebenheiten, »also ohne Hereinreden der deutschen Kirche«, Sicherung des Kirchenwesens »durch Geldopfer wie sie eben nur der LWB mit den amerikanischen Kirchen bringen kann«. Das KA dagegen sah in dem unmittelbaren Anschluss an den LWB eine schwere Pflichtverletzung der in Italien amtierenden Pastoren. Es war höchstens bereit, den Gemeinden nach einem Friedensvertrag eine »gewisse Selbständigkeit« zu gewähren.

Der Konflikt mit dem Kirchenamt scheint die Vorbereitungen für die Gründung einer autonomen Kirche in Italien nicht beeinträchtigt zu haben. Wenn die geplante Vorsynode mehrfach verschoben werden musste, so hatte das andere Gründe. Dahlgrün erarbeitete Entwürfe über Entwürfe, diese mussten versandt und in einem umfangreichen Briefwechsel vorbesprochen werden. Der Termindruck wurde grösser, denn in einigen Gemeinden begann es zu rumoren. So sah sich ausgerechnet Wabnitz der Tatsache gegenüber, dass einzelne Gemeindemitglieder »wegen der Liturgie« wegblieben. Wabnitz dauerte alles zu lange. Er bewunderte Dahlgrüns Entwürfe, aber Dahlgrün brauchte ihm zu viel Zeit



EUTSCHE EVANGELISCHE GEMEINDE
GENUA
PFARRAMT: VIA AUSONIA, 13-12
Telefon 63-796

Genua, den. 1 - 7 - 46 194

Certificato

Il sottoscritto Parroco della Comunità Evangelica Tedesca di Genova, incaricato anche coll'amministrazione ecclesiastica della Com unità Evangelica Tedesca di Sanremo certifica che il Signor Alessandro Stern, suddito svizzero, è da anni membro del Consiglio della Comunità Evangelica Tedesca di Sanremo ed in virtù di questa incarica onoraria autorizzato, di rappresentare la detta Comunità evangelica, in quanto concerne l'amministrazione dei beni ed immobili della Comunità Evangelica Tedesca di Sanremo.

Genova, il 1 luglio 1946

(Ernesto Matthis)
Parroco evangelico.

trasporto non era sempre facile. Ed una volta accadde anche che un trasporto di scarpe risultò inutilizzabile in quanto contenente solo scarpe sinistre. Ma certi incidenti non diminuivano il valore delle spedizioni d'aiuto. Per Wabnitz la cosa divenne una passione. E ne riferisce a Dahlgrün: Ho mobilizzato 5000 dollari! E si interessava anche personalmente delle distribuzioni. Sapeva comunque che tutto ciò che raccoglieva non sarebbe mai bastato. Perciò ammoniva al risparmio anche quando riguardava lui stesso. Così consigliò di non occupare la sede pastorale di Firenze perché, a causa dei pochi membri, non ci si poteva aspettare degli aiuti finanziari.

Mentre le trattative con Michelfelder erano a buon punto, si aprì il conflitto con il KA ed il suo nuovo presidente Martin Niemöller. Dal suo punto di vista le chiese tedesche in Italia stavano tentando, passando sopra la EKiD e senza la sua partecipazione, di scindersi dalla chiesa madre. Per i pastori in Italia il conflitto – spesso molto duro – era da ricondursi al fatto che Niemöller, come pastore della Chiesa Unita vedeva criticamente il passaggio delle Comunità Unite alla FLM e lo ostacolava fortemente. Può darsi che ci sia qui un contenuto di verità, ma la cosa si basava più che altro sul «sentito dire». Resta fermo solo il fatto che Niemöller, a quei tempi, non stava molto bene: Soffriva di mestizia, depressioni e malattie fisiche. La cosa era nota in Italia. Wabnitz aveva sentito dire da Michelfelder che Niemöller era molto nervoso e «down», dimagrito, stanco, sovraffaticato. Durante l'ultima seduta della EKiD era uscito piangendo. E bisogna tener conto che in quegli anni del 1948/49 la parola «scissione» [in Germania] aveva un significato al di là del suo senso normale.

Niemöller che sperava in un rinnovamento della chiesa sorgente da comunità piene di vita, vedeva nella politica delle comunità tedesche in Italia esattamente il contrario del rinnovamento. Non c'era possibilità di comprensione fra le due parti in causa: Non parlavano la stessa lingua anche usando le stesse parole. Quando gli fu rinfacciato dall'Italia di voler distruggere delle «comunità vive», rispose con la dura frase – che nella formulazione appare anche ingiusta – «sono convinto che la vita o la distruzione di comunità vive abbia poco a che fare con i dollari!». Il dialogo rispecchiava le due differenti concezioni di «comunità viva». La comprensione teologica di Niemöller era determinata dalla lotta della chiesa confessante contro il nazismo. Questa lotta era stata completamente ignorata dalle comunità in Italia, e ne avevano abbastanza quando si continuava ad argomentare con le esperienze della lotta della chiesa confessante. Esse volevano essere trattate come le comunità in Inghilterra e non si accorgevano che, nella prospettiva della chiesa confessante, il trattamento differenziato era giustificato.

Fu merito di Reinhold von Thadden-Trieglaff se il conflitto non si radicalizzò in una rottura definitiva. Von Thadden era a Ginevra in un ruolo non molto chiaro: Da un lato era delegato del consiglio della EKiD, dall'altro agiva in nome del Consiglio Ecumenico della Chiese. (CEC). Anch'egli era stato attivo nella lotta della chiesa confessante. Come membro del «Comitato per gli affari correnti del consiglio dei pastori» aveva avuto delle responsabilità. Ma a differenza di Niemöller non aveva preso una posizione radicale, anzi era più una figura di mediatore. Soffriva per la scissione della chiesa e tentava di costruire dei ponti. Da questa sua posizione fu l'unico rappresentante della EKiD che riuscì a guadagnarsi la fiducia delle comunità in Italia. D'altro canto soffriva di handicap. Era molto malato e dovette essere operato più volte. Inoltre non aveva alcuna voce in capitolo per poter determinare qualcosa. Egli stesso soffriva del fatto che le sue funzioni non erano state chiaramente definite. Così poteva «fare qualcosa per le comunità all'estero, ma il suo servizio non veniva sfruttato pienamente e come sarebbe stato suo desiderio, da parte del KA» (*F. Lorenz: Gestalten der Kirchengeschichte. Vol. 10.2*).

Von Thadden riuscì a lenire il conflitto, ma non a risolverlo. Le posizioni del corpo pastorale e del KA erano profondamente opposte. Il corpo pastorale chiedeva la trasformazione in chiesa autonoma, un proprio statuto che tenesse conto delle situazioni locali «senza interferenza della chiesa tedesca», assicurazioni sulla vita della chiesa «tramite offerte in danaro possibili ora solo alla FLM tramite le chiese americane». IL KA vedeva invece nell'adesione diretta alla FLM una violazione dei doveri dei pastori operanti in

dafür, und er befürchtete, dass man sich selbst Fallstricke legte. Er bot sich darum an, nach Rom zu kommen, »so dass wir zusammen die neue Synodalordnung aufstellen«. Er schlug vor, zunächst mit provisorischen Ordnungen zu arbeiten. Er war bereit, aus taktischen Erwägungen auf die geplante Konsistorial- zugunsten einer Synodalverfassung zu verzichten, um Bedenken gegenüber der neuen Kirche bei Gemeindemitgliedern abzubauen.

Auch im Streit mit dem KA trat Wabnitz dafür ein, jede Verschärfung zu vermeiden und – vor allem – auf polemische Töne zu verzichten, wie sie in der Hitze des Gefechts vielen Kollegen unüberlegt aus der Feder flossen. Er, der die Hauptlast der Verhandlungen trug, wollte nicht aufhören, auf eine Einigung zu hoffen. Zumindest wollte er die Lage sich nicht so zuspitzen lassen, dass es bei der geplanten Gründung einer autonomen Kirche zu einem Eklat käme. Um die Kontroverse zu verkürzen, drang er darauf, den Termin der Vorsynode auf keinen Fall noch einmal zu verschieben. Er befürchtete zu Recht, dass bei weiterem Warten das Projekt nicht zustande kommen würde.

Die Beteiligung der Gemeinden war – den Zeitläufen entsprechend – eher marginal. Die ELKI ist in der Substanz eine Gründung der Pfarrkonferenz. Wie riet Wabnitz seinem Freund Dahlgrün so schön: »Ich halte es für verfehlt, wenn Du in Rom Deinen 14 alten Leuten das Material in die Hände gibst. Das verstehen unsere Laien nicht.«

Kaum eine Rolle spielte – wohl aus diesem Grunde – die Frage des Bekenntnisses. Das ist umso erstaunlicher als die Mehrheit der Gemeinden keine Lutheraner waren. Zahlen liegen nicht vor, aber noch 1983 – also mehr als 30 Jahre nach der Gründung der ELKI – stellte der damalige Dekan fest, dass in manchen der Gemeinden nur 1/7 der Mitglieder Lutheraner seien. In Dahlgrüns 'Richtlinien für die Besprechung mit den Kirchenvorständen' wird die Frage des Bekenntnisses nicht berührt. Dort wird nur mit kirchenpolitischen Fakten argumentiert:

(1) Das reichsdeutsche Element ist zurückgegangen, die italienischen Gemeinden sind keine Auslandsgemeinden mehr.
(2) Die Zuspitzung der finanziellen Notlage verlangt immer mehr Hilfe, die von der Heimatkirche auf Jahre nicht geleistet werden kann.
(3) Die neue Verfassungsbestimmung über die »culti ammessi« macht eine einheitliche Vertretung der Gemeinden gegenüber dem italienischen Staat notwendig.

Die Vorsynode durchschlug den gordischen Knoten eines einheitlichen Bekenntnisstandes dann mit einer Formulierung, die die Leuenberger Konkordie vorweg nahm, wenn sie feststellt: Wenn die Augsburgische Konfession »nicht in einem ihr selber fremden Sinne lehrgesetzlicher Bindung missverstanden, vielmehr in einer die reformierten Christen nicht ausschliessenden Weite angewendet« wird, so steht ihrer Zugrundelegung nichts im Wege. Die Übertragung dieses Grundsatzes in die Praxis erfolgte nicht ohne Schwierigkeiten. So verlängerte der Nachfolger von Pfarrer Wabnitz in Mailand seinen Vertrag nicht, weil er keine Möglichkeit sah, in der schon zweigeteilten Gemeinde die Vorgaben der Leuenberger Konkordie zu realisieren. Im grossen und ganzen jedoch bewährten sich die lutherischen Gemeinden der ELKI als bekenntnisübergreifende.

Ein Problem, das trennende Folgen haben sollte, ergab sich allerdings aus der Augsburgischen Konfession. In mehreren Gemeinden gab es Bedenken gegen den Zusammenschluss zu einer Kirche, weil befürchtet wurde, Rechte – vor allem Eigentumsrechte – an eine übergeordnete Institution abgeben zu müssen. Den Bedenken dieser Kritiker wäre wahrscheinlich durch eine – den Gemeinden mehr Mitbestimmung gewährende – Synodalverfassung Rechnung zu tragen gewesen. Es gab auch zahlreiche Stimmen, die sich entsprechend äusserten. Diese Vorschläge wurden nicht einmal diskutiert, denn sie prallten an der Mauer von Dahlgrüns theologischer Perspektive ab, und dieser wagte niemand zu widersprechen. Dahlgrün beharrte auf der Konsistorialverfassung, weil in einer lutherischen Kirche das »Geistliche Amt« eine besondere Verantwortung »nach lutherischer Lehre notwendigerweise trägt, weil der HERR selber dazu berufen hat«.

Die Kirchenverfassung war daher auch ausschlaggebend dafür, dass die Gemeinde Meran, obgleich sie eine der wenigen grundständigen lutherischen Kirchen war, der ELKI nicht beitrat. Natürlich wurden in der Auseinandersetzung um den Beitritt gerade dieser Gemeinde zahlreiche Gründe, bis hin zum Vorwurf sehr menschlicher Machenschaften angeführt. Nachweisen lässt sich nur die Befürchtung, die bisherige Unabhängigkeit zu verlieren. Der Meraner Pfarrer, der Senior Giese, gehörte zu den glühenden Befürwortern des Zusammenschlusses, aber er stand allein auf weiter Flur (Abstimmungsergebnis im Gemeindevorstand: 7 zu 1). Dennoch war er von der Haltung des Kirchenvorstandes beeindruckt. Das ideelle Wohlwollen für den Zusammenschluss wurde durch den Widerwillen gegen jede Bindung neutralisiert. Auf der Vorsynode wird der Vertreter Merans erklären, dass die Gemeinde keine Bedingungen eingehen will, »die nicht schon bestanden haben«. Giese hinwiederum wunderte sich, »dass diese Lutheraner mit einer Zähigkeit sondergleichen das unbedingte Gemeindeprinzip der Reformierten vertreten«. Deshalb waren sie auch »unter keinen Umständen bereit, Aufsichtsrechte einer italienischen lutherischen Kirche zu akzeptieren«. Aus dieser Perspektive kam ein Konsistorium einer staatlichen Aufsichtsbehörde gleich und die Amtsbezeichnung Dekan stand für hierarchische Strukturen.

Die Angst vor hierarchischen Strukturen hätte sich vielleicht gegeben, wenn man damals schon über Kategorien wie Verfassungstheorie und Verfassungswirklichkeit verfügt hätte. Eine nebenamtliche, über ganz Italien verstreute Kirchenleitung kann nur schlecht ein straffes Regiment führen. Die Klagen über die mangelhafte Ausstattung der Kirchenleitung mit Personal und Material und die Belastung durch Leitungsämter füllen Bände. Die hierarchische Stellung des Dekans kann nicht übermässig drückend sein, wenn er nicht einmal in der Lage ist, den Redakteur des Kirchenblattes dazu zu bringen, einen Bericht über die Beteiligung des Dekans bei den Feierlichkeiten anlässlich des Todes Pauls VI. und der Wahl Johann Paul I. entsprechend einem Beschluss des Konsistoriums zu bringen. Stattdessen erschien ein Bild des Redakteurs mit Paul VI. und der Dekan musste Zuflucht zu einem Rundbrief nehmen.

Im übrigen handelten die zur Bildung einer autonomen Kirche Entschlossenen schnell und zügig. Vom 10. – 12. Oktober 1948 trat die Vorsynode in Rom zusammen. Sie beschloss einen »kirchlichen Zusammenschluss mit geistlicher Spitze«. Unmittelbar nach dieser Grundsatzentscheidung wurde – wie nicht anders zu erwarten – Dahlgrün zum ersten Dekan gewählt. Schon während der Vorsynode lösten die betroffenen Gemeinden ihr Verhältnis zum KA. Gleichzeitig wurde der Beitritt zum LWB beantragt. Zur Klärung offener Fragen wurde ein Ausschuss eingesetzt.

Am 28. Juli 1949 wurde die noch namenlose Kirche in den LWB aufgenommen.

Am 16./17. Oktober 1949, ein Jahr nach der Vorsynode, trat dann die erste

Italia. E concedeva, al massimo e dopo un trattato di pace, una «certa autonomia» alle comunità.

Il conflitto non sembra aver ostacolato di molto i preparativi per la fondazione di una chiesa autonoma in Italia. Se il Sinodo preparatorio è stato spesso rimandato, questo ha avuto altre cause. Dahlgrün elaborava piani su piani e questi dovevano essere spediti e discussi in uno scambio di corrispondenza senza fine. La cosa diventava sempre più impellente in quanto in alcune comunità si cominciava a protestare. E così proprio Wabnitz dovette accorgersi che alcuni singoli membri di chiesa ne volevano restare fuori «a causa della liturgia». Per lui le cose tiravano troppo per le lunghe. Egli ammirava i progetti di Dahlgrün, ma gli pareva che ci mettesse troppo tempo e temeva che, così facendo, ci si buttava la zappa sui piedi. Si offrì perciò di venire a Roma per «preparare insieme il nuovo ordinamento sinodale». E propose di iniziare con un ordinamento provvisorio. Era inoltre disposto a rinunciare, per ragioni tattiche, ad uno statuto di tipo concistoriale a favore di uno di tipo sinodale per eliminare le remore di alcuni membri di comunità nei confronti della nuova chiesa.

Anche nel conflitto con il KA Wabnitz si preoccupò di evitare toni duri e – soprattutto – polemici, cosa che alcuni colleghi, nel pieno dell'accesa disputa, si erano lasciati sfuggire dalla penna. Egli, responsabile diretto delle trattative, non voleva smettere di sperare in un accordo. O almeno sperava che la situazione non degenerasse in modo da rendere quasi scandalosa la fondazione di una chiesa autonoma. Per abbreviare la controversia premeva per evitare che la data del sinodo preparatorio fosse nuovamente spostata. Temeva, ed a ragione, che un'ulteriore attesa avrebbe reso vano il progetto.

La partecipazione delle comunità era – in modo corrispondente alla mentalità dell'epoca – piuttosto marginale. La CELI è sostanzialmente una fondazione del corpo pastorale. E così consigliava Wabnitz all'amico Dahlgrün: «Mi sembra sbagliato che tu consegni il materiale ai tuoi 14 vecchietti a Roma. Tanto non ne capiscono niente!»

Neanche il problema confessionale – certo per la stessa ragione – aveva molta importanza. Ed è una cosa che dovrebbe meravigliarci in quanto la maggior parte delle comunità non era luterana. Non abbiamo cifre, ma ancora nel 1983 – cioè più di trent'anni dopo la fondazione – l'allora Decano affermava che in parecchie comunità i luterani rappresentavano solo un settimo dei membri. Nelle «Norme per i colloqui con i Consigli di Chiesa» di Dahlgrün il problema della confessione non viene toccato per nulla. Si trattano, invece, fatti di politica ecclesiastica:

(1) L'elemento tedesco è in diminuzione, le comunità in Italia non sono più comunità estere.
(2) La situazione finanziaria è tale da richiedere sempre maggiori aiuti che la chiesa madre non potrà, per anni, offrire.
(3) Le nuove norme costituzionali sui «culti ammessi» richiedono una rappresentanza unitaria delle comunità di fronte allo Stato italiano.

Il Sinodo preparatorio tagliò il nodo gordiano di una confessione di fede unitaria con una formulazione che anticipa quella della Concordia di Leuenberg , formulando: Se la Confessione Augustana «non viene interpretata in senso a lei estraneo di normativa dottrinale, ma anzi usata in modo da non escludere i cristiani riformati» non c'è ostacolo affinché essa possa essere posta alla base della chiesa. La trasposizione di questa affermazione basilare nella pratica non fu facile. Il successore di Wabnitz non prolungò il suo contratto con la Comunità di Milano perché non vedeva nella comunità divisa in due le premesse per la realizzazione della Concordia di Leuenberg. Ma in generale le comunità della CELI si dimostrarono confessionalmente aperte.

Un problema con tendenze separatiste, comunque, la Confessione Augustana lo diede. In molte comunità c'erano perplessità sull'unione in una chiesa perché si temeva di perdere dei diritti – principalmente diritti di proprietà – a favore di un'istituzione superiore. Queste perplessità si sarebbero potute probabilmente eliminare con uno statuto di tipo sinodale, con maggiori diritti decisionali per le comunità. E ci furono anche molte richieste in questo senso. Ma le proposte non furono neppure discusse, scontrandosi contro il muro delle prospettive teologiche di Dahlgrün che nessuno osava contraddire. Dahlgrün insisteva su un ordinamento di tipo concistoriale perché in una chiesa luterana l'officio pastorale ha «una speciale responsabilità» perché «il SIGNORE stesso lo ha istituito».

Lo statuto della chiesa fu una delle ragioni che portarono la Comunità di Merano a non entrare nella CELI, sebbene questa comunità fosse una delle poche veramente luterane. Naturalmente nella discussione sull'adesione di questa comunità furono addotte altre ragioni, fra cui anche quella di macchinazioni umane. Provabile è comunque solo il timore di perdere l'autonomia fino ad allora goduta. Il pastore di Merano, Giese, era uno dei sostenitori più accesi dell'unione, ma combatteva da solo (risultato della votazione nel Consiglio di chiesa: 7 contra 1). Ciononostante era molto impressionato dall'atteggiamento del suo Consiglio. Il suo ideale di un'unione venne neutralizzato dall'avversione contro ogni legame. Al Sinodo preparatorio il rappresentante di Merano affermerà che la comunità non intende accettare condizioni «che non c'erano già state precedentemente». Giese si meravigliava, invece, «che questi luterani difendono a spada tratta una concezione di comunità tipico dei riformati». Per questo non erano disposti neppure «ad accettare i diritti di sorveglianza da parte di una chiesa luterana italiana». In questa prospettiva il Concistoro veniva posto al livello di una struttura di sorveglianza statale ed il Decano rappresentava una struttura gerarchica.

Il timore nei confronti di strutture gerarchiche si sarebbe forse sopito se già allora si fosse disposto di categorie come teoria e pratica di una Costituzione. Un governo ecclesiastico composto da membri onorari sparpagliati un po' dovunque in Italia ha poche possibilità di essere rigido. I lamenti sulla cattiva dotazione di personale e materiali della direzione ecclesiastica e sugli aggravi di lavoro dei membri onorari riempiono interi volumi. E la posizione gerarchica del Decano non poteva essere tanto preminente se egli non è neppure in grado di costringere il redattore del bollettino ecclesiastico a pubblicare, conformemente ad una decisione del Concistoro, un resoconto sulla partecipazione del Decano alle celebrazioni legate ai funerali di Paolo VI ed all'elezione di Giovanni Paolo I. Apparve invece una foto del redattore con Paolo VI ed il Decano dovette ripiegare su una circolare.

Ma coloro che volevano una chiesa autonoma agirono velocemente e senza dubbi. Il Sinodo preparatorio si radunò a Roma dal 10 al 12 ottobre 1948. Fu presa la decisione di «un'unione ecclesiale con una gerarchia pastorale». Subito dopo avvenne – e non ci furono sorprese – l'elezione di Dahlgrün a primo Decano. Già durante il Sinodo preparatorio, le comunità interessate interrompevano i rapporti con il KA. Contemporaneamente si richiedeva l'adesione alla FLM. Per chiarire i problemi ancora aperti fu nominata una commissione.

Il 28 luglio 1949, la chiesa, ancora senza denominazione ufficiale, fu accolta nella FLM. Un anno dopo il Sinodo preparatorio

(verfassungsgebende) Synode der neuen Kirche zusammen. Sie entschied über den Namen – Evangelisch-Lutherische Kirche in Italien (ELKI) / Chiesa Evangelica Luterana in Italia (CELI) – und nahm ohne grosse Diskussion den vorgelegten Verfassungsentwurf an. Der Hauptteil der Zeit war der Gestaltung des kirchlichen Alltages gewidmet. Es muss angemerkt werden, dass Wabnitz nun konsequent zum Vizedekan gewählt wurde.

An der Gründungssynode der ELKI/CELI nahm zwar ein Vertreter des LWB, nicht aber ein Repräsentant der EKiD bzw. des KA teil. Darin spiegelte sich das aktuelle Verhältnis der neuen Kirche zu den beiden Institutionen, von denen sie weiterhin abhängig sein wird. Dem LWB – sozusagen als Taufpate – war daran gelegen, der neuen Kirche die ersten Schritte zu ebnen. Auf Dauer wird ihre Hilfe eher in der Art von Projektförderung gesehen, aus der sich weniger Reibungsflächen ergeben als aus einer institutionellen Förderung. Das Verhältnis zum KA dagegen ist belastet. Die deutschen Auslandsgemeinden in Italien haben sich gegen den erklärten Willen des KA in der ELKI/CELI verselbständigt. Es ist darum nicht verwunderlich, wenn das KA die offizielle Gründung dieser gegen seinen Willen entstandenen Kirche nicht durch die Anwesenheit eines Vertreters legitimierte.

Das Verhältnis zum KA normalisierte sich aber schon bald wieder. Das KA akzeptierte die vollendeten Tatsachen. Auf der anderen Seite jedoch erwies sich auch die grundlegende Prämisse von Dahlgrün und Wabnitz als falsch: »Wir haben bestimmt für viele Jahre von ihnen (KA) keine Hilfe zu erwarten, sie haben uns darum auch nichts dreinzureden.« Auch in der Form einer autonomen Kirche sollten die italienischen Gemeinden vom KA abhängig bleiben. Die deutsche Kirche war schon nach kurzer Zeit in der Lage, die existenziellen Grundbedürfnisse der ELKI/CELI zu decken: Die Gestellung und Besoldung der Pfarrer. Daraus ergaben sich notwendigerweise Reibungsflächen. Konflikte mit dem KA gehören darum zur Geschichte der ELKI/CELI. Es war nicht so, dass die EKiD »'goldene Ketten' um diese lutherische Minderheitskirche ELKI« legte. Es war vielmehr so, dass die unterschiedliche Perspektive der beiden auf Gedeih und Verderb verbundenen Kirchen zu Konflikten führen musste. Da war das Unterlegenheitsgefühl der ELKI, die aus der unterschiedlichen Struktur ihres Partners folgerte, dass sie nicht ernst genommen wurde. Schon Dahlgrün war sich über die Grenzen der neuen Kirche klar: »Die ELKI ist zwar eine Kirche, jedoch eine solche, der die Hände nach allen Seiten hin gebunden sind.« Dazu gehörte, dass vorwiegend engagierten, ehrenamtlichen Mitarbeitern der ganze Apparat einer bürokratischen Grossorganisation gegenüber stand. So, wenn das Oberrechnungsamt der EKiD bei der Prüfung von Gemeinden der ELKI/CELI die gleichen, gewohnten Maßstäbe anlegte wie in Deutschland. Aus der Sicht der ELKI/CELI waren das Eingriffe in ihre Autonomie; Versuche, sie auf den Stand vor der Verselbständigung als Kirche herunter zu drücken. Für das KA handelte es sich um normale Verwaltungsvorgänge. Da lag auch der eigentliche Punkt der Empfindsamkeit der ELKI. Gegenüber dem LWB erklärte sie 1978: »Jedem auch juristisch verklausulierten Anliegen, uns weiter in der unselbständigen Abhängigkeit von Deutschland vertraglich zu verankern, werden wir begegnen und alles tun, um unsere Position zu bewahren.« Aber nur fünf Jahre später bekannte der Dekan, dass bei der Novellierung des Vertrags mit der EKD die ELKI einiges an Autonomie eingebüsst habe.

Der Kern des Konfliktes war die Wiederbesetzung von Pfarrämtern. Bei den Verhandlungen darum argumentierte das KA mit der – im allgemeinen geringen – Zahl der Gemeindemitglieder als Maßstab für die Einrichtung bzw. Aufhebung von Pfarrstellen, während die ELKI quantitative Kriterien zurückwies und auf einer qualitativ begründeten Entscheidung beharren musste. Die der ELKI/CELI angehörenden Gemeinden mussten darum darauf bestehen, in ihrem Bestand und ihrer Funktion nicht mit der Latte »deutsche Auslandsgemeinde« gemessen zu werden. Konkret machten sie geltend, dass sie in doppelter Hinsicht anders sind: durch ihre Bedeutung für die Ökumene und durch ihre – in der wachsenden Zahl italienischer Mitglieder sich ausdrückende – Italianität, in die die ELKI/CELI langsam hineingewachsen ist und die dann später durch den Abschluss der ‚Intesa' mit dem italienischen Staat amtlich besiegelt wurde.

Der Strukturwandel von rein deutschen Gemeinden hin zu Gemeinden mit gemischt italienischen und deutschen Mitgliedern war während der Auseinandersetzung um die Gründung der ELKI/CELI wieder und wieder ins Feld geführt worden. Auf der Vorsynode wurde ein Auftrag zur Missionierung/Evangelisation anerkannt, aber gleichzeitig wurden Befürchtungen vor einer sprachlichen Überfremdung und Wege zur Bewahrung der »deutschen Sendung« diskutiert. Als 1957 drei am Golf von Neapel durch Evangelisation entstandene italienische Gemeinden Anschluss suchten, erklärte die ELKI/CELI auf Anregung des LWB sich einstimmig dazu bereit, doch täuschte das Votum über die durchaus unterschiedliche Haltung der Mitglieder hinweg. Gerhard Reinke, der damalige Pfarrer in Neapel, hat die Polemik mit ihren Hauptargumenten aufgezeichnet (*G. Reinke, Es begann mit der Bibel, Lutherische Kirche in der Welt, Folge 28, 1981*). Die Argumente gegen die Aufnahme der Golfgemeinden lassen sich unter der Überschrift »Bewahrung des deutschen Volkstums« zusammenfassen: »Wir Deutsche sind als Gäste im Land, wir müssen uns wohlanständig verhalten und dürfen nicht mit der katholischen Kirche in Kollision kommen.« »Evangelisation sollen die Waldenser betreiben. Wir als Deutsche, Schweizer, Österreicher sollen die Finger davon lassen und unser eigenes Volkstum pflegen.«

Wenn diese Stimmen auch eine Minderheit blieben, so zeigen sie doch sehr deutlich, dass der Pfarrer Naumann übertrieb, als er in der Gründungszeit polemisch tönte, die Zeiten von deutsch-evangelisch im Ausland seien unwiederbringlich dahin.

Noch 1983 stellte der Dekansassistent Denecke in seinem abschliessenden Erfahrungsbericht fest, dass er einen »fundamentalen Unterschied« zwischen der deutschen Gemeinde in Rom – er definierte sie als ehemalige Auslandsgemeinde – und den italienischen Gemeinden, die er während seines Studiums an der Waldenser Fakultät kennengelernt hatte, gefunden hätte. Der Schluss liegt nahe, dass der fundamentale Unterschied national determiniert war.

Das könnte erklären, warum die ELKI/CELI zwar Gründungsmitglied der Federazione delle Chiese Evangeliche, dem losen Zusammenschluss der evangelischen Kirchen Italiens, war, sich dann aber nicht weiter engagierte. Die ELKI/CELI blieb Gast in Italien, da sie – anders als etwa die Waldenser – nicht Geschichte des »protestantesimo« mit sich trug. Bei der Diskussion wichtiger Grundsatzfragen wie Evangelisation und Ökumene wurden immer wieder national determinierte Grundsatzpositionen deutlich, die dann durchaus zu Konflikten führen konnten. So geht aus italienischer

(16/17 ottobre 1949) si riunì il 1° Sinodo (costituente) della CELI. Esso decise la denominazione «Evangelisch-Lutherische Kirche in Italien / Chiesa Evangelica Luterana in Italia» ed accettò senza tante discussioni il progetto di statuto che era stato presentato. La maggior parte del tempo fu dedicata alla vita quotidiana della chiesa. Bisogna aggiungere che Wabnitz era stato, in modo conseguente, eletto Vicedecano.

Al Sinodo costituente della CELI partecipò un rappresentante della FLM, ma nessun rappresentante del KA. La cosa rispecchia il rapporto che al momento vigeva fra la nuova chiesa e le due istituzioni da cui continuerà a dipendere. Per la FLM era importante – quasi come madrina di battesimo – appianare i primi passi della nuova chiesa. Col tempo il suo aiuto si realizzerà nel sostegno di determinati progetti , cosa che causa meno attriti di un sostegno istituzionale. Il rapporto col KA è invece incrinato. Le comunità tedesche in Italia si sono unite nella ELKI/CELI contro la volontà dichiarata del KA. Non ci si deve meravigliare se il KA non voglia legittimare questa nascita ufficiale avvenuta contro la sua volontà con la presenza di un suo rappresentante.

Ma il rapporto con il KA si normalizzò ben presto. Il KA accettò il fatto compiuto e d'altro canto le previsioni di Dahlgrün e Wabnitz «per molti anni non avremo da aspettarci alcun aiuto da loro (il KA) per cui neppure loro hanno da intromettersi» si mostrarono errate. Anche nella forma di chiesa autonoma le comunità italiane dovevano restare dipendenti dal KA. La chiesa tedesca era già dopo poco tempo in grado di sovvenire ai bisogni principali della ELKI/CELI: l'invio di pastori ed il pagamento dei loro stipendi. Da questo nacquero naturalmente dei punti di attrito. I conflitti col KA sono una parte integrante della storia della ELKI/CELI.

In realtà la EKiD non mise al collo della chiesa di minoranza ELKI/CELI delle catene dorate, ma la differenza delle prospettive doveva portare le due chiese unite nel bene e nel male a dei conflitti. Da un lato c'era il complesso d'inferiorità della ELKI/CELI che, confrontandosi con le differenti strutture del partner, pensava di non essere presa troppo seriamente. Già Dahlgrün era cosciente dei limiti della nuova chiesa: «La ELKI è una chiesa, ma con le mani sempre legate». A questo si aggiungeva che ai collaboratori onorari, spesso molto impegnati in questo compito, si contrapponeva l'organizzazione di una grossa istituzione burocratizzata; così, per esempio, quando l'ufficio superiore di contabilità della EKiD, esaminando le comunità della ELKI/CELI usava le stesse misure abituali per la Germania. Dal punto di vista della ELKI/CELI queste erano interferenze nella sua autonomia, tentativi di riportarla alla posizione precedente l'autonomia. Per il KA si trattava di normale amministrazione. Questo era il punto di maggiore sensibilità della ELKI. Alla FLM si dichiarò, nel 1978: «Ad ogni tentativo, anche espresso in clausole giuridiche, di continuare a renderci dipendenti contrattualmente dalla Germania sarà risposto facendo in modo di conservare la nostra posizione». Ma già cinque anni più tardi il Decano doveva confessare che nel rinnovo del contratto di collaborazione con la EKD la ELKI era stata nuovamente penalizzata nella sua autonomia.

Il punto centrale del conflitto era stata l'occupazione delle sedi pastorali. Nelle trattative l'argomento del KA era stato il numero – in generale minimo – di membri di chiesa che era unità di misura per l'istituzione o la cancellazione di una sede pastorale, mentre la ELKI/CELI rifiutava i criteri quantitativi chiedendo una decisione su basi qualitative. Le comunità della chiesa dovettero perciò insistere di non essere valutate nella loro consistenza e funzione secondo il metro delle comunità tedesche all'estero. Concretamente fecero notare di essere

Posa della prima pietra del centro diaconico a Torre Annunziata: Il Decano Rolf Lepsien ed il Pastore Idelmo Poggioli.
Grundsteinlegung des diakonischen Zentrums in Torre Annunziata: Dekan Rolf Lepsien und Pastor Idelmo Poggioli.

Sicht eine 'Ökumene von oben' zu Lasten der evangelischen Gemeinden. So ist der Besuch Johannes Pauls VI. in der Christuskirche – mit Predigt – auf scharfe Kritik bei einigen Mitgliedern der Federazione gestossen. In diesem Punkt traf sich die Grundposition der italienischen evangelischen Kirchen mit der der italienischen Pfarrer der ELKI/CELI, die Missverständnisse auf sprachliche und kulturelle Schwierigkeiten zurückführten und darum vorschlugen, die deutschen Pfarrer sollten die italienische Sprache besser beherrschen, »per penetrare e comprendere meglio costumi e abitudini del popolo che li ospita (um die Traditionen und Gewohnheiten des Gastlandes besser zu verstehen).«

La presidente del Sinodo Hanna Brunow-Franzoi, il presidente del Consiglio Giuliano Amato firmano l'Intesa, 20 aprile 1993.
Synodalpräsidentin Hanna Brunow-Franzoi und Ministerpräsident Giuliano Amato unterschreiben die »Intesa«, 20. April 1993.

Zusammenfassung

Die ELKI/CELI entstand, weil die deutschen Gemeinden glaubten, durch eine autonome, von dem besiegten Deutschland abgelöste Kirche nach italienischem Recht (culti ammessi) ihre Existenz besser sichern zu können. Da die Gemeinden nicht ohne materielle Hilfe überleben konnten, die Nachkriegszustände aber zunächst nicht erwarten liessen, dass Deutschland in absehbarer Zeit dazu in der Lage sein würde, wandte man sich an den Ökumenischen Rat in Genf, zu dem die Pfarrer Verbindungen aus der gemeinsamen Flüchtlings- und Kriegsgefangenenarbeit hatten. Aus den Gesprächen dort ergab sich die Erkenntnis, dass der LWB mit den »reichen amerikanischen Kirchen« am ehesten in der Lage sein werde, die Bedürfnisse der evangelischen Gemeinden in Italien abzudecken. Aus der Anregung, den Bekenntnisstand abzuklären, wurde – ohne Vertiefung – eine Bedingung. Die Pfarrkonferenz begann daraufhin sofort mit der Gründung einer autonomen lutherischen Kirche. Das führte zu einem scharfen Konflikt mit dem KA, das mit allen Mitteln versuchen wollte, die Loslösung der Gemeinden in Italien von der deutschen Mutterkirche zu verhindern. Die Schärfe des Konfliktes war weitgehend bedingt durch die unterschiedlichen Erfahrungen der beteiligten Personen im Kirchenkampf. Am Ende setzten sich die Gemeinden in Italien durch.
Im Oktober 1949 wurde die ELKI/CELI gegründet. Langfristig kam es zur Aussöhnung mit dem KA, obgleich es immer wieder Konflikte in Einzelfragen gab. Die ELKI/CELI steht vor der Schwierigkeit, sich ständig als autonome Kirche beweisen zu müssen. Das ist nicht einfach, weil sie nach wie vor auf eine Unterstützung von aussen angewiesen ist und die Strukturen – nebenamtliche Leitung, kein eigener Nachwuchs – sie gegenüber den grossen Kirchen benachteiligen. Dabei gibt es weniger Konflikte mit dem LWB als mit dem KA, da der LWB im wesentlichen Projekte fördert, während die Grundförderung vom KA kommt. Projekte kann man durchführen oder es bleiben lassen, die Grundförderung ist existenziell notwendig.
Die Gemeinden der ELKI/CELI haben ihre Forderung nach Zusammenschluss in einer eigenen autonomen Kirche damit begründet, dass durch die Entwicklung das deutsche Element bei ihnen so zurückgedrängt worden ist, dass sie keine Auslandsgemeinden mehr seien. Wenn das Argument zunächst wohl nur Schutzfunktion im Kontext der Nachkriegssituation Deutschlands und Italiens hatte, dann hat es sich im Laufe der kurzen Geschichte der ELKI/CELI doch verselbständigt. Die Gleichung lautet: Mehr Italianität = weniger Auslandsgemeinde = mehr Autonomie. Die Zukunft wird zeigen, ob die Gleichung aufgeht.

Dr. H. E. Radbruch ist Historiker und Politologe. Er ist Mitglied der Evang. Luth. Gemeinde in Rom.

diverse in due punti fondamentali: Il loro significato nel contesto ecumenico e per la loro – tramite il numero crescente dei membri italiani – italianità nella quale stava crescendo e che più tardi, tramite l'Intesa con lo Stato italiano, era stata ufficialmente riconosciuta.
Il cambiamento di struttura da comunità puramente tedesche a comunità miste italo/tedesche era stato tirato in ballo già durante le discussioni sulla fondazione della ELKI/CELI e non una volta soltanto. Durante il Sinodo preparatorio si riconobbe un compito di missione/evangelizzazione, ma contemporaneamente si espressero timori nei confronti della perdita linguistica e si discusse sulla possibilità di conservare il «mandato tedesco». Quando nel 1957 tre comunità nate dall'evangelizzazione sul Golfo di Napoli chiesero di aderire, la ELKI/CELI si dichiarò, su raccomandazione della FLM, unanimemente a favore, ma questo voto non deve nascondere le differenti posizioni dei membri del Sinodo. Gerhard Reinke, allora pastore a Napoli, ha descritto la polemica ed i suoi argomenti principali (*Gerhard Reinke: Es begann mit der Bibel – Lutherische Kirche in der Welt, nr. 28 – 1981*). Gli argomenti contro l'adesione delle comunità si possono riassumere sotto il titolo: «Conservazione della cultura tedesca»: «Noi tedeschi siamo ospiti in questo paese, dobbiamo comportarci educatamente e non possiamo entrare in collisione con la chiesa cattolica». «L'evangelizzazione è cosa dei Valdesi, noi tedeschi, svizzeri, austriaci non dobbiamo metterci mano ma curare la nostra identità».
Anche se queste voci restarono una minoranza, esse mostrano chiaramente che il Pastore Naumann esagerava quando polemicamente affermava che i tempi degli evangelici tedeschi all'estero erano definitivamente scomparsi.
Ancora nel 1983 l'assistente del Decanato Denecke affermava in una relazione sulle sue esperienze che aveva trovato una differenza fondamentale fra la comunità tedesca di Roma – che definiva ex comunità straniera – e le comunità italiane che aveva conosciuto durante il suo periodo di studio presso la Facoltà teologica valdese. La ragione – è evidente – della differenza fondamentale era da ricercarsi nella nazionalità.
Questa potrebbe spiegare perché la ELKI/CELI sia stato uno dei membri fondatori della Federazione delle Chiese Evangeliche in Italia, ma che non vi si sia impegnata più attivamente. La ELKI/CELI restò un'ospite in Italia perché, diversamente dai Valdesi, non era portatrice di storia del «protestantesimo» italiano. Nella discussione di questi problemi fondamentali – come evangelizzazione ed ecumene – sempre più chiare divennero le posizioni basi determinate dalla nazionalità, che può portare in ogni caso a conflitti. Così, per la parte italiana, l'ecumene «dall'alto» ricade come un peso sulle comunità evangeliche. Anche la visita di Giovanni Paolo II nella chiesa luterana di Roma – con predicazione – ha riscosso dure critiche da parte di alcuni membri della Federazione. In questo punto le posizioni delle chiese evangeliche italiane erano uguali a quelle dei pastori italiani della ELKI/CELI, che riconducevano gli equivoci alle difficoltà linguistiche e culturali e proponevano ai pastori tedeschi un maggiore approfondimento della lingua italiana «per penetrare e comprendere meglio costumi ed abitudini del popolo che li ospita».

Riassunto

La ELKI/CELI nacque perché le comunità tedesche pensarono di assicurare meglio la propria esistenza attraverso una chiesa autonoma dalla Germania ed ancorata nel diritto italiano (culti ammessi). Poiché le comunità non potevano sopravvivere senza aiuti materiali ed il periodo del dopoguerra non lasciava sperare che la Germania potesse essere in tempo ragionevole nella situazione di poterli fornire, ci si rivolse al Consiglio ecumenico di Ginevra con il quale i pastori avevano contatti attraverso il lavoro comune a favore dei profughi e prigionieri di guerra. Dai colloqui emerse che la FLM con le sue chiese americane ricche sarebbe stata in grado di aiutare le comunità evangeliche in Italia. Dal suggerimento di chiarire lo stato confessionale si trasse la conclusione – senza approfondimento – che si trattasse di una condizione. Il corpo pastorale cominciò subito con la fondazione di una chiesa luterana autonoma. Questo portò ad un duro conflitto con il KA che tentò con tutti i mezzi di ostacolare l'autonomia delle comunità in Italia dalla chiesa madre tedesca. La durezza del conflitto dipendeva anche dalle differenti esperienze, nel movimento della chiesa confessante, delle persone coinvolte. Alla fine le comunità italiane potettero affermarsi.
Nell'ottobre del 1949 fu fondata la ELKI/CELI. Col tempo si giunse anche ad una riconciliazione con il KA, anche se ci furono sempre conflitti in singole questioni. La ELKI/CELI si trova sempre nella difficoltà di dovere difendere la propria autonomia. Questo non è facile in quanto essa dipende dagli aiuti esteri e le sue strutture – direzione onoraria, mancanza di nuove generazioni – la pongono in stato di inferiorità nei confronti delle grosse chiese. Si tratta più di conflitti con il KA che con la FLM, perché la FLM sostiene essenzialmente progetti mentre il mantenimento di base viene dal KA. Progetti possono essere attuati o abbandonati, il mantenimento della chiesa è una necessità esistenziale.
Le comunità della ELKI/CELI hanno basato le loro richieste, dopo l'unione in una chiesa autonoma, sul fatto che l'elemento tedesco, nel loro sviluppo, è diminuito tanto da non poter essere più considerate comunità estere. Se l'argomento era all'inizio una protezione nel contesto della situazione del dopoguerra in Germania ed in Italia, nel corso della breve storia della ELKI/CELI esso è diventato più attuale. L'equazione è: più italianità = meno comunità estere = più autonomia. Il tempo mostrerà se l'equazione è giusta.

Il Dr. H. E. Radbruch è storico e politologo. E' membro della Comunità evangelica luterana di Roma.

Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Italien (ELKI)

Das spätgeborene Kind der Reformation im Land der Päpste?

Von Jürgen Astfalk, Dekan,
Gaetano Marullo, Vizepräsident des Konsistoriums

Die Lutheraner in Italien sind schwer zu finden und noch schwieriger zu beschreiben. Als verfaßte Kirche gibt es sie erst seit 50 Jahren in Italien – auch wenn ihre Wurzeln bis in die Reformationszeit zurückreichen. Hierbei ist besonders an die Gemeinde in Venedig zu denken. Nicht nur, daß Luthers Schriften schon 1520 in Venedig nachweislich verkauft wurden, er selbst stand zwischen 1542 und 1544 in brieflichem Kontakt mit Gruppen in und bei Venedig. Schon vom 30. Juli 1530 datiert ein Brief von Lucio Paolo Roselli im Auftrag der »venezianischen Brüder« an Melanchthon, in dem dieser ermahnt wird, im Ringen mit Papst und Kaiser nicht nachzugeben. Er zeigt, wie früh und engagiert in Venedig an der Reformation anteil genommen wurde. Der im November 1542 verhaftete Franziskaner-Provinzial Fra Baldo Lupetino war eine der zentralen Personen unter den lutherisch Gesinnten von Venedig. Er wurde wohl als erster lutherischer Märtyrer in Italien im September 1556 in Venedig hingerichtet. Später rottete die Inquisition alle reformatorischen Gedanken unter der venezianischen Bevölkerung radikal aus. Daß dennoch eine lutherische Gemeinde dort überleben konnte, kommt einem Wunder gleich. Über Jahrhunderte verborgen im »Fondaco dei Tedeschi«, hat sich bis zur Zeit Napoleons und der damit zugestandenen Religionsfreiheit eine deutschsprachige Gemeinde erhalten. Diese Gemeinde lebt heute noch und verbindet die ELKI historisch mit den Anfängen der Reformation wie mit der Alten Kirche.

Aber hier soll nicht vorrangig Kirchengeschichte getrieben, vielmehr der Versuch unternommen werden, die aktuelle Situation der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Italien zu beschreiben.

Von außen werden wir weithin noch als »die Deutschen« wahrgenommen. Das gilt sowohl für die protestantischen Schwesterkirchen innerhalb der Federazione delle Chiese Evangeliche in Italia (FCEI), als auch für die evangelischen Partnerkirchen in Deutschland. Ebenso wird dies von vielen unserer Gemeindemitglieder gesehen. Dabei wird zurecht wahrgenommen, daß wir deutschsprachige Wurzeln haben. Der überwiegende Teil der ELKI-Gemeinden ist aus ehemaligen deutsch- oder französischsprachigen Auslandsgemeinden erwachsen. Es wird aber leicht übersehen, daß die ELKI unumkehrbar den Weg angetreten hat, Kirche in Italien zu sein. Das bedeutet, daß sie ihren Platz innerhalb der italienischen Kultur definieren und erfüllen muß. Sie ist nicht mehr nur kurzfristig Gast in einem fremden Land. Durch den Abschluß der »Intesa« mit dem italienischen Staat im Jahr 1993 hat sie endgültig »den Aufnahmeantrag in Italien gestellt« und ist zu einer rechtlich anerkannten Kirche in Italien geworden.

Eine Kirche, die sich nicht der sie umgebenden Kultur stellt, vernachlässigt ihren Auftrag, »Licht und Salz« in dieser Welt zu sein. Da aber Kultur ganz wesentlich durch Sprache vermittelt wird, stellt sich jeder Kirche in Italien und so auch der ELKI die italienische Sprache als bleibende Aufgabe. Erinnert sei hier nur an unsere Schwesterkirche, die Chiesa Valdese, die bis vor etwa 130 Jahren eine französischsprachige Kirche war und sich dann in eine italienische Kirche wandelte. Es kann nicht anders sein, als daß sich auch die ELKI ins italienische kulturelle Umfeld und damit auch der italienischen Sprache öffnet – ohne dabei jedoch ihre deutsch- und französischsprachige Herkunft zu verleugnen oder ihre niederländischen und baltischen Wurzeln zu vergessen. Wir kümmern uns um evangelische Christen – unabhängig von ihrer nationalen Herkunft. Genauso schulden wir aber auch jedem Italiener in seiner Sprache die Botschaft des Evangeliums, wie wir sie unserer Tradition gemäß verstehen. Die ELKI will und wird auch in Zukunft mehrsprachig bleiben. Sie will für Menschen unterschiedlichster Sprache eine geistliche Heimat sein.

Dekan Jürgen Astfalk

Die im Protestantismus geschichtlich gewordene enge Bindung an die Nation (und damit die Sprache) entsprang zwar einer historischen Notwendigkeit, hat aber keine biblisch-theologischen Wurzeln. Durch die veränderte Situation in den einzelnen Ländern Europas im Verhältnis von Staat und Gesellschaft zu den Kirchen hat sich diese enge Bindung überlebt. Das national orientierte Kirchentum neigt sich seinem Ende zu. Auch die Kirchen müssen sich gegenüber den verschiedensten kulturellen Einflüssen öffnen. In diesem Sinn sind wir keine italienische Kirche, aber in jedem Fall, bewußt, gewollt und mit allem Nachdruck Kirche in Italien. Die ELKI – das spätgeborene Kind der Reformation in Italien – braucht den jahrhundertelang aufgehäuften Ballast der nationalorientierten Kirchlichkeit nicht zu tragen. Dies wird in der gegenwärtigen Situation zum Vorteil für eine Kirche, die sich als Begegnungsfeld verschiedener Sprachen und Kulturen sieht.

Eine Kirche, die ihren bleibenden Auftrag nicht vom Herrn der Christenheit –

La Chiesa Evangelica Luterana in Italia (CELI)

Una figlia tardiva della Riforma nel paese dei papi?

Di Jürgen Astfalk, Decano
Gaetano Marullo, Vicepresidente del Concistoro

I luterani in Italia son difficili da trovare, ma ancora più difficile è il descriverli. Come chiesa costituita sono in Italia da solo 50 anni, ma le loro radici sono state piantate già all'epoca della Riforma. Bisogna ricordare a questo proposito la Comunità di Venezia: Non è solo provato che a Venezia i libri di Lutero si vendevano già nel 1520, ma egli stesso è stato in contatto epistolare, fra il 1542 ed il 1544, con gruppi di Venezia e dei dintorni. Una lettera datata 30 luglio 1530, nella quale Lucio Paolo Roselli scriveva a Melantone, su incarico dei «fratelli veneziani», incoraggiandolo a non cedere nella sua lotta contro papa ed imperatore, mostra come fosse impegnata, già in questi primi tempi, la partecipazione alle vicende della Riforma. Il Provinciale francescano fra' Baldo Lupetino, incarcerato nel novembre 1542, era una delle personalità centrali fra gli estimatori di Lutero a Venezia. Fu giustiziato in questa città, probabilmente quale primo martire luterano in Italia, nel settembre del 1556. Più tardi pensò l'Inquisizione a distruggere totalmente ogni pensiero riformatore dalla mentalità veneziana. Che una comunità luterana sia riuscita, ciononostante, a sopravvivere, sembra quasi un miracolo. Nascosta per secoli nel «Fondaco dei Tedeschi» una comunità di lingua tedesca è sopravvissuta fino al periodo napoleonico, quando fu concessa libertà di religione. Questa comunità vive ancora oggi ed è il legame ideale che ci unisce agli inizi della Riforma ed anche alla chiesa antica.

Ma non si vuol fare qui storia della chiesa, anzi vogliamo tentare di descrivere la situazione attuale della Chiesa Evangelica Luterana in Italia.

Dall'esterno veniamo considerati ancora oggi «i tedeschi«. E ciò vale sia per le chiese protestanti sorelle della Federazione delle Chiese Evangeliche in Italia che per i nostri partner ecclesiastici in Germania. Ed anche molti dei nostri membri di chiesa la vedono così. In questo è giusto riconoscere che le nostre radici sono di lingua tedesca. La maggior parte delle comunità della CELI è nata da comunità di stranieri che erano di lingua tedesca o francese. Ma nel frattempo si dimentica facilmente che la CELI ha iniziato un cammino irreversibile verso un diventare chiesa in Italia. Ciò significa che essa deve definire ed assumere il suo posto nell'ambito della cultura italiana: Essa non è più ospite temporanea in un paese straniero. Tramite l'Intesa del 1993 con lo Stato italiano essa è stata definitivamente ammessa in un contesto italiano ed ha ricevuto il suo riconoscimento giuridico.

Una chiesa che non si confronti con la cultura che la circonda pecca d'infedeltà nei confronti del comandamento d'essere «luce e sale» del mondo. Ma poiché la cultura viene trasmessa essenzialmente con la lingua, per ogni chiesa in Italia e dunque anche per la CELI, si pone il compito permanente della lingua italiana. Ricordiamoci, in questo contesto, della chiesa sorella, quella Valdese, che fino a circa 130 anni fa parlava il francese e che si è poi trasformata in una chiesa italiana. E non può essere diversamente per la CELI, che deve aprirsi alla cultura italiana circostante e quindi anche alla lingua – senza per questo negare la sua origine tedesca o francese o dimenticare le sue radici olandesi o baltiche. Noi ci occupiamo dei cristiani evangelichi in Italia – indipendentemente dalla loro provenienza. Ma allo stesso tempo dobbiamo annunciare ad ogni italiano nella sua lingua l'Evangelo come lo comprendiamo noi nella nostra tradizione. La CELI vuole essere e lo sarà anche in futuro plurilingue. Essa vuol essere patria spirituale per persone delle lingue più diverse.

Lo stretto legame storico del protestantesimo ad una nazione (e con questo anche alla sua lingua) proveniva da necessità storiche, ma non ha radici bibliche o teologiche. A causa dei cambiamenti nei singoli paesi europei del rapporto fra stato e società con le chiese, questo legame è sopravvissuto a se stesso. La chiesa orientata al modello nazionale va verso la sua

Fondaco dei Tedeschi

Scuola del'Angelo custode, oggi chiesa luterana.
Lutherische Kirche in Venedig.

der unsichtbaren Kirche in allen Konfessionen – ableitet, hat keinen theologischen begründeten Auftrag. Unsere Tradition stellt uns die zentrale Aufgabe, immer wieder die Verkündigung des Evangeliums zu wagen. Dazu sollen alle Gemeindemitglieder zugerüstet werden und beitragen. Der Gedanke des Priestertums aller Glaubenden soll kein leerer Gedanke bleiben. Es gilt, ihn immer aufs Neue als Verheißung und Auftrag zum Leben zu erwecken.

Wir haben zusätzlich die besondere, ökumenische Verpflichtung, die römisch-katholische Kirche Italiens beharrlich aber ohne Minderwertigkeitsgefühle, übersteigerte Selbstwertgefühle oder falsche Abgrenzungspolemiken mit der reformatorischen Erkenntnis des »sola scriptura, sola gratia, sola fide« zu konfrontieren. Darauf haben unsere Geschwister in der römisch-katholischen Kirche Italiens ein Recht. Diesen Dialog offen zu führen, gegenseitig aufeinander zu hören und miteinander die im Geist schon geschenkte Einheit der Kirche zwischen allen Konfessionen auch zu realisieren, bleibt beständiger Auftrag des Herrn der einen, ungeteilten und apostolischen Kirche. Weil die ELKI das spätgeborene Kind des italienischen Protestantismus wurde, hat sie wiederum einen nicht zu unterschätzenden Vorteil. Sie ist diejenige der historischen Kirchen der Reformation in Italien, die am unbefangensten mit dem oft erdrückend großen Gegenüber – der römischen Kirche – umgehen kann.

Italien ist wesentlich vom römisch-katholischen Glauben sowie dem westlichen Säkularismus geprägt. Leicht verfällt eine verschwindend kleine Minderheit in den vermeintlichen »Ausweg«, sich von der sie umgebenden Kultur unterscheiden zu wollen, indem sie ihr grundsätzlich ablehnend gegenübersteht. Die Bestimmung der eigenen Identität durch Abgrenzung von der Umwelt kann aber auf Dauer auch für eine Minderheitskirche keine Zukunftsperspektive aufweisen. Ein großes Aufgabenfeld für unsere Kirche bleibt es, auf soziokulturellem Gebiet über die eigene Identität nachzudenken. Dieser Prozess hat erst begonnen. Wie er sich entwickeln wird, bleibt abzuwarten. Es steht zu hoffen, daß es der lutherischen Kirche im gegenseitigen Austausch mit den protestantischen Kirchen sowie den anglikanischen Geschwistern in Italien gelingt, ein positives Verhältnis zur italienischen Kultur zu finden. Damit würde sich das gegenwärtig immer noch wahrzunehmende Abgrenzungsverhältnis in einen offenen Dialog verwandeln, der den italienischen Protestantismus befähigen wird, einen weiteren, positiven Beitrag zur Kultur dieses Landes zu leisten.

Als Kirche, die sich als Begegnungsgemeinschaft sieht, versuchen wir die Einheit des Glaubens über die Sprach- und Kulturgrenzen hinweg zu leben und damit auch darzustellen. Es soll nicht bei einem unverbundenen Nebeneinander von Italienern und Deutschen bleiben. Wir machen die Erfahrung, daß jeder seine Charismen, seine Gaben von Gott bekommen hat, um das Ganze aufzubauen. Je besser wir uns kennen und auf einander hören, desto deutlicher erkennen wir, was uns aneinander geschenkt wurde. Wir gehen einen Weg miteinander, der immer neue Erfahrungen eröffnet. Wenn dabei manch schmerzliches Erlebnis (gerade, wenn auch nicht nur bei unseren italienischsprachigen Geschwistern) durchgestanden werden mußte und noch werden muß, so dürfen wir doch spüren, daß unser Herr, Jesus Christus, uns aneinander gewiesen hat.

Deshalb empfinden wir uns trotz unserer Minderheitensituation durchaus als privilegiert in dem Sinn, daß in unseren Gemeinden die im gegenwärtigen Europa so vielbeschworene Verständigung zwischen den Völkern schon weit vorangekommen ist. Wir dürfen erleben, daß sich in unserer Mitte ein neuer, geschwisterlicher Geist regt. Es ist möglich, Europa eine Seele zu geben. Sprachgrenzen müssen keine unüberbrückbaren Barrieren bleiben. Etwas Neues kann entstehen.

»Siehe, wie lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen« (Psalm 133, 1) – auf dem Weg dahin sind wir. Daran dürfen wir mitarbeiten, dazu dürfen wir uns einbringen.

Möge Gott uns das gelingen lassen.

Genua, am Aschermittwoch 1999

fine. Anche le chiese devono aprirsi di fronte alle più diverse correnti culturali. In questo senso non siamo una chiesa italiana, ma in ogni caso siamo coscientemente, volontariamente e decisamente chiesa in Italia. La CELI – questa figlia tardiva della Riforma in Italia – non ha alcuna necessità di trascinarsi la zavorra, accumulatasi nei secoli, di un concetto di chiesa orientato nazionalmente, e questo è – nella situazione presente – un vantaggio per una chiesa che si considera come punto d'incontro di diverse lingue e culture.

Una chiesa che non riconduce i compiti che le sono stati affidati dal Signore della cristianità – della «ecclesia invisibilis» in ogni confessione – non ha compiti fondati teologicamente. La nostra tradizione ci pone il compito centrale di annunciare sempre e di nuovo l'Evangelo. Ogni singolo membro deve essere preparato a dare il suo contributo. Il concetto del sacerdozio universale non deve restare mera teoria, anzi deve essere tenuto sveglio come compito e come promessa.

Noi abbiamo, inoltre, l'impegno ecumenico di spingere la chiesa cattolica italiana – e questo senza complessi d'inferiorità, senza tracotanza e senza distanziate polemiche – al confronto con il messaggio della Riforma della «sola scriptura, sola gratia, sola fide». Le nostre sorelle e fratelli cattolici in Italia ne hanno il diritto! Condurre apertamente questo dialogo, ascoltarsi a vicenda e realizzare quell'unità fra tutte le confessioni che già ci è donata nello spirito è il compito permanente affidatoci dal Signore della chiesa una, indivisa ed apostolica. E poiché la CELI è diventata la figlia più giovane del protestantesimo italiano ha anche un vantaggio da non sottovalutare: fra le chiese storiche della Riforma in Italia è quella che può intrattenersi con più serenità e disinvoltura con un partner spesso schiacciante nella sua mole, come la chiesa romana.

L'Italia è essenzialmente caratterizzata dalla fede cattolico/romana e dalla secolarizzazione occidentale. Ed è facile, per una sparuta minoranza, cadere nella tentazione di prendere una posizione di rifiuto pensando così di aver trovato la via per differenziarsi dalla cultura circostante. Ma qualificare la propria identità rinchiudendosi in se stessi nei confronti del mondo circostante non ha prospettive per il futuro, neppure per una chiesa di minoranza. Uno dei grossi compiti della nostra chiesa è quello di riflettere sulla propria identità nel campo socioculturale. E' un processo appena iniziato, ne vedremo solo in seguito gli sviluppi. Dobbiamo sperare che la chiesa luterana riesca, in un continuo confronto con le chiese protestanti e con quelle anglicane, a trovare un rapporto positivo con la cultura italiana. Con questo si potrebbero trasformare i rapporti, oggi ancora limitati, in un dialogo aperto che renderebbe il protestantesimo italiano ancora più idoneo ad offrire un ulteriore contributi postivo alla cultura di questo paese.

Come chiesa che si considera comunità d'incontro cerchiamo di vivere l'unità della fede al di là delle frontiere culturali e linguistiche ed è così che vogliamo presentarci. Non si tratta di restare, italiani e tedeschi, semplicemente l'uno accanto all'altro. Noi abbiamo fatto l'esperienza di come ognuno abbia ricevuto da Dio dei doni specifici per edificare insieme. E meglio ci conosciamo e ci ascoltiamo a vicenda, meglio riconosciamo ciò che ci è stato donato. Percorriamo un cammino comune che ci permette di fare nuove esperienze. E se siamo passati e passaremi ancora attraverso esperienze dolorose (specialmente, ma non solo, per i nostri confratelli di lingua italiana), sappiamo comunque che il nostro Signore Gesù Cristo ci ha affidati gli uni agli altri.

Perciò, nonostante la nostra situazione di minoranza, ci sentiamo dei privilegiati nel senso che la comprensione fra i popoli, oggi tanto conclamata in Europa, nelle nostre comunità ha già fatto passi da gigante. Noi faremo l'esperienza di un nuovo spirito fraterno in mezzo a noi. E' possibile dare un'anima all'Europa. Le frontiere linguistiche non devono rappresentare barriere insormontabili. Sta nascendo qualcosa di nuovo!

«Guarda come è bello e piacevole che i fratelli vivano insieme» (Salmo 133,1): Noi siamo su questo cammino. Ed ognuno di noi può percorrerlo personalmente. Che Dio ci conceda di raggiungere la meta.

Genova, Mercoledì delle ceneri 1999

Decani della CELI
Dekane der ELKI

Erich Dahlgrün	1949 – 1960
Rolf Lepsien	1960 – 1968
Adolf Lüdemann	1968 – 1974
Wolfgang Enge	1974 – 1979
Christoph Meyer	1979 – 1984
Joachim Mietz	1984 – 1988
Hans Gerch Philippi	1989 – 1994
Hartmut Diekmann	1994 – 1998
Jürgen Astfalk	1998 –

Presidenti del Sinodo
Synodalpräsidenten

Leopold Bruhns	1948 – 1958
Herbert Rilke	1958 – 1968
Edoardo Bachrach	1968 – 1977
Dieter Stoehr	1977 – 1984
Hanna Brunow-Franzoi	1984 – 1998
Bärbel Naeve	1998 –

Alle, alle trugen gestreifte Mäntel

Vor fünfzig Jahren stillte nur der schwarze Markt den Hunger – Wie die »palazzinari« zu Reichtum kamen

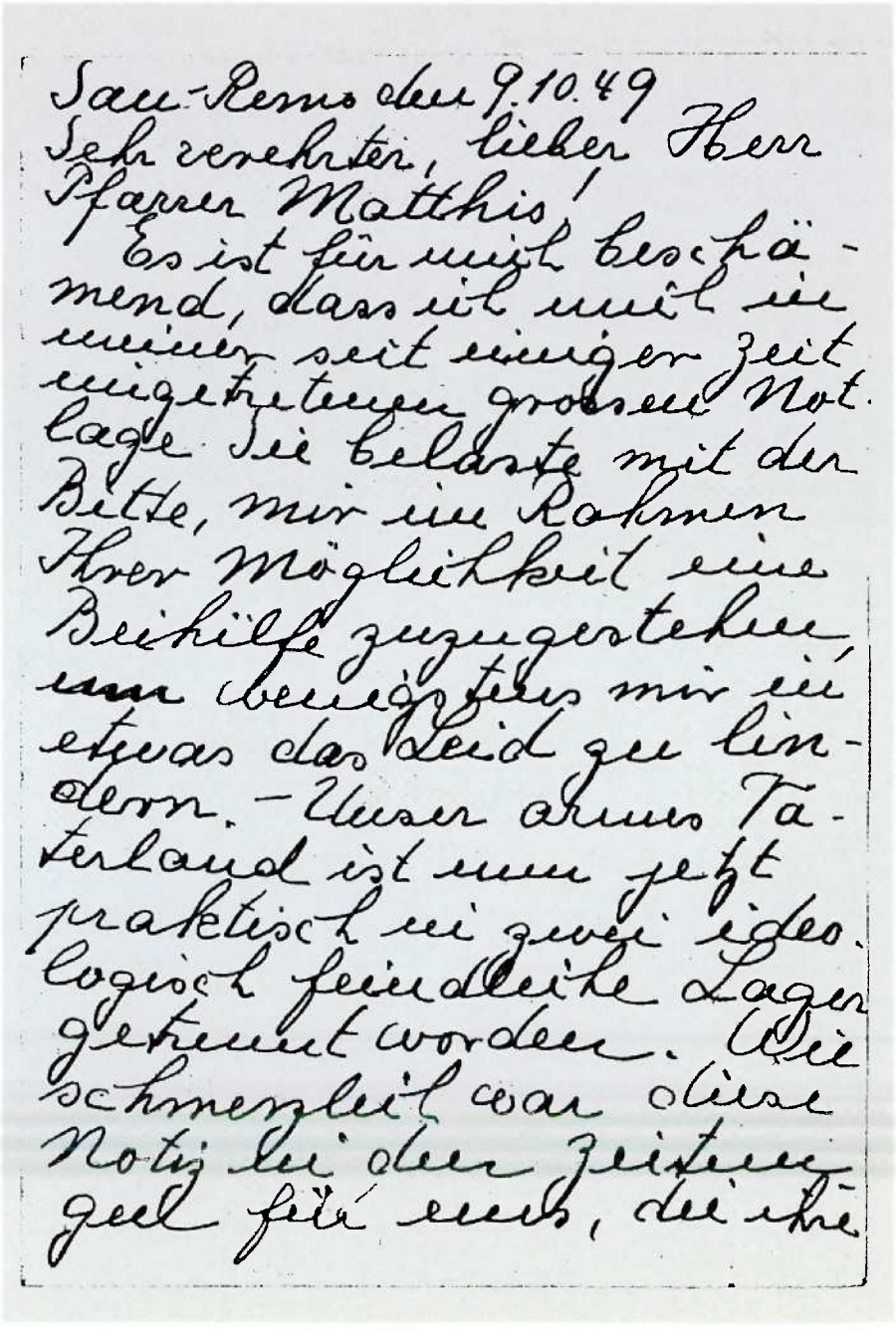
Von Horst Schlitter, Rom

Die Nachkriegsjahre erlebte Italien ähnlich wie Deutschland, nur daß die Zerstörungen nicht das furchtbare Ausmaß angenommen hatten, wie es die nördlichen Nachbarn erleiden mußten. Das von deutscher Besatzung befreite Rom, obwohl nur von 1,5 Millionen Bürgern bewohnt, war ausgehungert und blieb es bis ans Ende der vierziger Jahre. Viele Wohnungen standen fast ohne Möbel: Die Bauern der Umgebung gaben nur dann Korn, Öl oder Fleisch, wenn sie mit Sachwerten entschädigt wurden. Viele Familien opferten den Familienschmuck und die mühsam angesparte Aussteuer der Töchter, um der ärgsten Not zu begegnen. In den Straßen drängten sich die Bettler.

Auf dem schwarzen Markt konnten nur Schieber einkaufen, die selbst über rationierte Ware verfügten. Eine »macchinetta«, mit der sich »pasta asciutta« herstellen ließ, war kaum mit Gold aufzuwiegen, denn irgendein ländlicher Verwandter fand sich oft, der zur Ernährung der Familie ein Kilo Mehl beisteuerte. Weniger beliebt waren CARE-Pakete, weil ihre Konserven, vor allem das Corned Beef, für italienische Gaumen eine Zumutung bedeuteten. Hausgeschlachtetes Fleisch ist selten; die unterschiedlichen Besatzungen haben nämlich alles Vieh verzehrt. Es fehlt an Trinkwasser. Elektrischen Strom liefern die Kraftwerke nur stundenweise, weil Brennstoff fehlt.

Anfangs läuft nur der Unterricht in den Klosterschulen, während die Amerikaner in den Palästen des schwarzen (päpstlichen) Adels wohnen. Der Staat zieht erst später nach. In den Krankenhäusern fehlen Medikamente. Frisch Operierte müssen alte Verbände gewaschen zurückgeben. Bis Ende des Jahrzehnts sind weder Schmuck noch Uhren zu kaufen. Junge Frauen, die heiraten wollen, müssen das Hochzeitskleid der Mutter umändern. Wird Kommunion gefeiert, steht der Gabentisch fast leer. Tüchtige Frauen gewinnen Strickwolle aus alten Decken und retten so die Familie vor Kälte.

Den Fabriken des Nordens fehlen Maschinen und Rohstoffe. Nur die Schwerindustrie ist unversehrt, weil sie für die Deutschen bis zuletzt Waffen und Munition hergestellt hat. Trotzdem läuft irgendwann am Ende der vierziger Jahre die Textilproduktion an. Die Bedürfnisse der Bevölkerung spielen keine Rolle. Deshalb bleiben hübsche Damenkleider und brauchbare Herrengarderobe


San-Remo den 9.10.49
Sehr verehrter, lieber Herr
Pfarrer Matthis!
Es ist für mich beschä-
mend, dass ich mich in
meiner seit einiger Zeit
eingetretenen grossen Not-
lage Sie belaste mit der
Bitte, mir im Rahmen
Ihrer Möglichkeit eine
Beihilfe zuzugestehen,
um wenigstens mir ei
etwas das Leid zu lin-
dern. – Unser armes Va-
terland ist nun jetzt
praktisch in zwei ideo-
logisch feindliche Lager
getrennt worden. Wie
schmerzlich war diese
Notiz bei den Zeitun-
gen für uns, die ihre

Tutti, ma proprio tutti, portavano un cappotto a righe

Cinquanta anni fa l'unica toppa per la fame era il mercato nero – Come i «palazzinari» diventarono ricchi

Di Horst Schlitter, Roma

Mangelware, während halb Italien in denselben häßlichen gestreiften Mänteln herumläuft. Die sind nebenbei bemerkt aus Ersatzstoffen gefertigt, die wie ein Reibeisen kratzen.

Eine Währungsreform erlebt Italien nicht, doch als endlich wieder bescheidene Ansprüche erfüllt werden können, sind die Preise den Löhnen davongelaufen. Zudem bleibt Arbeitslosigkeit noch viele Jahre eine Plage, die im Süden mehr drückt als im Norden. Ganze Dörfer verlieren in den ersten Nachkriegsjahren ihre arbeitende Bevölkerung, die Züge, die nach Norden fahren, sind gefüllt mit Sizilianern und Kalabresen, die ihre Habe verkaufen und vom sorgenlosen Leben in den Industriezonen zwischen Genua, Turin und Mailand träumen. Neapolitaner kommen meist nicht weiter als Rom, weil sie sich mit bequemen Hausmeisterposten der Hauptstadt zufriedengeben.

1948, im Jahr der Olympischen Spiele erleben Italiener, daß es den Engländern schlechter geht als ihnen. Während im Süden der Hunger besiegt ist, geben britische Behörden noch immer Lebensmittelkarten aus. Die Amerikaner hingegen können mit dem UN-Instrument UNRRA (United Nations Relief and Rehabilitation Administration) viel Not lindern. Das Ausscheiden der Kommunisten aus der römischen Regierung, die von da an christdemokratisch gefärbt ist, läßt den großzügigen Siegern aus Übersee Flügel wachsen.

Einen Bauboom in den Städten, der alles bisher Dagewesene in den Schatten stellt, erleben die späten vierziger Jahre. Nicht große Unternehmer reiten auf der Welle des neu entdeckten Reichtums, sondern »palazzinari«, gestern noch Maurer und Handlanger, die die Chance der Stunde geschickt nutzen. Sie bauen Zehntausende von Wohnungen, kümmern sich aber keinen Deut um Gesetze und Vorschriften.

Mit Hilfe des Vatikans werden nicht nur Kirchen restauriert und neue gebaut, der Papst hilft auch der Bevölkerung mit Geld und Sachwerten. Langsam, sehr langsam funktionieren wieder Renten- und Steuersystem.

Gli anni del dopoguerra furono in Italia uguali a quelli tedeschi, con l'esclusione delle distruzioni che non furono così immani come quelle dei paesi confinanti al nord. Roma, liberata dall'occupazione tedesca, sebbene abitata da solo un milione e mezzo di abitanti, era in preda alla fame e lo restò fino alla fine degli anni quaranta. Molte abitazioni erano quasi prive di mobilio: I contadini della zona davano grano, olio o carni solo in cambio di oggetti di valore. Molti dovettero sacrificare gli ori di famiglia o il corredo della figlia, così faticosamente messo insieme, per superare i momenti più difficili. Le strade erano piene di mendicanti.

Al mercato nero potevano acquistare solo gli accaparratori che disponevano di merce razionata. Una macchinetta per fare la pasta in casa si vendeva a peso d'oro, perché qualche parente di campagna che contribuiva a nutrire la famiglia con un chilo di farina si trovava sempre. Meno ambiti erano i pacchetti CARE, specialmente le scatolette di Corned Beef, che rappresentavano una provocazione per il palato italiano. Rari le carni macellate in proprio; chi prima, chi dopo, tutte le truppe di occupazione avevano fatto uso del bestiame. Non c'era acqua potabile. L'elettricità, a causa della mancanza di carburante, veniva erogata solo qualche ora al giorno.

All'inizio funzionavano solo le scuole delle monache, mentre gli americani abitavano nei palazzi della nobiltà «nera» (papale). Lo stato si organizzò più tardi. Negli ospedali mancavano le medicine. Chi veniva operato, doveva poi restituire, lavate, le proprie fasciature. Gioielli ed orologi non si troveranno fino alla fine del decennio. Le giovani spose riadattavano l'abito nuziale della madre. Alla festa della Prima Comunione i tavoli per i regali erano penosamente vuoti. Le donne più abili riuscivano a sfilare le coperte di lana e farne matasse da lavorare per rivestire e salvare dal freddo i familiari.

Alle fabbriche del nord mancavano macchinari e materiali. Solo l'industria pesante si era salvata, perché aveva prodotto fino alla fine materiale bellico per i tedeschi. Ma, nonostante tutto, verso la fine del decennio si ricominciò a lavorare nel campo tessili, anche se i desideri della popolazione non venivano tenuti da conto e sia l'abbigliamento femminile che quello maschile era brutto a vedersi. Mezza Italia andava in giro nello stesso orribile cappotto a righe. Che, fra l'altro, era fatto di materiale di recupero che grattava la pelle come una lima. In Italia non ci fu una riforma valutaria, e quando almeno i bisogni più modesti sembravano essere soddisfatti, i salari non riuscivano più a rincorrere i prezzi. Una piaga che rimarrà per anni era quella della disoccupazione, specialmente al sud. Interi paesi persero le loro forze lavorative proprio nei primi anni del dopoguerra, i treni verso il nord erano pieni di siciliani e calabresi che avevano venduto le loro cose sognando una vita senza preoccupazioni nelle zone industriali di Genova, Torino, Milano. I napoletani non si avventurano più in là di Roma perché si accontentarono di un posto di portinaio nella capitale.

Il 1948 è per gli italiani l'anno delle scoperte: In occasione delle olimpiadi si accorgono che in Inghilterra va peggio che da loro. Mentre al sud la fame sembra superata, le autorità inglesi distribuiscono ancora le tessere per le razioni! Gli americani, invece, tramite l'UNRRA (United Nations Relief and Rehabilitation Administration) possono fornire aiuti per lenire gli stati di necessità: L'uscita dei comunisti dal governo che da allora è di colore democristiano, permette loro di spiegare l'ala protettiva anche oltreoceano.

Nelle città si vive un «boom» edilizio che mette in ombra tutto ciò che è accaduto fino ad ora. E' la fine degli anni quaranta, e non sono i grossi imprenditori che cavalcano l'onda della nuova ricchezza, ma i «palazzinari», ieri ancora muratori e manovali, che colgono l'occasione del momento. Decine di migliaia di abitazioni vengono costruite senza alcun riguardo per leggi e norme.

Con l'aiuto del Vaticano si restaurano chiese e nuove vengono costruite. Il papa aiuta la popolazione anche con finanziamenti ed immobili. Lentamente, molto lentamente, anche il sistema fiscale e quello pensionistico cominciano a funzionare.

Dr. Walter Oppenheim, Nizza, erzählt:

Wir müssen eine »ENTE« werden

Das sagte im Frühjahr 1949 Erich Dahlgrün, damals Pfarrer in Rom und später der erste Dekan der ELKI, zu seinen deutschen Amtsbrüdern aus Bozen, Mailand, Triest und Florenz. Gemeint war damit: Wir müssen unsere Gemeinden zu einer selbständigen, evangelisch-lutherischen Kirche in Italien zusammenschließen,* denn es gab im Land – außer der katholischen – als historische Kirche bis dahin nur eine reformierte Kirche, die Waldenser.

Ich selbst kam 1949 nach Rom und mit meinem Büro ins Pfarrhaus als Leiter des Flüchtlingsdienstes des soeben neu gegründeten »Lutherischen Weltbundes, LWB« in Genf. Von Martin Niemöller hatte ich den Satz gehört: »Die Amerikaner kaufen sich jetzt deutsche Auslandskirchen«. Tatsächlich spendeten die lutherischen Kirchen in den USA nach dem 2. Weltkrieg großzügig für die Hilfe an ihre Glaubensbrüder im vom Krieg verwüsteten Europa. So kamen auch die Flüchtlingsdienste in Deutschland, Frankreich und Italien zustande. Es gab Geld- und Lebensmittelspenden, auch einen besonderen Darlehensfonds zur Bezahlung von Schiffspassagen nach Übersee, wo viele Menschen eine neue Existenz suchten.

Daß der LWB auch bei der Gründung der ELKI seine Unterstützung zugesichert hatte, war deutlich sichtbar: Der Dekan der neuen Kirche erhielt einen Vikar, einen deutschsprachigen Amerikaner namens Freytag; nach Neapel wurde ein junger Pfarrer geschickt, der selbst als Flüchtling aus einer deutschsprachigen Gegend Ungarns nach Österreich gekommen war. Eine seiner Aufgaben war die Seelsorge im Auswandererlager Bagnoli, bei Neapel. Dort betreute die Flüchtlingsorganisation der UNO (IRO) vor allem deportierte Menschen aus von Deutschland besetzten Ländern.

Als neue Aufgabe kam für die deutschen Pfarrer die Betreuung der Menschen hinzu, die aus »Feindländern«, also Deutschland, Österreich, Ungarn stammten. In erster Linie waren das ehemalige deutsche Soldaten, die in Italien Kriegsgefangene der Alliierten geworden waren und 1947 freigelassen wurden. Die italienische Regierung wollte sich dieser mittellosen Ausländer entledigen. Sie waren wie Staatenlose der Willkür der Behörden ausgesetzt. Viele stammten aus den von Polen und Sowjets eroberten Gebieten und aus der sowjetisch besetzten Zone. Wer keine Angehörigen im Westen hatte, fand keine Gelegenheit zur Heimkehr. Manche hatten aber auch gute Gründe, Deutschland zu meiden. Sie alle wurden in den leer stehenden Konzentrationslagern des Faschismus in der Umgebung von Rom interniert. Junge Frauen, ehemaliges Wehrmachtspersonal, waren in einem besonderen Frauenlager in Farfa Sabina untergebracht. Die deutschen Pfarrer erhielten dort Zugang und konnten Gottesdienste und Sprechstunden halten.

Aus der römischen Gemeinde nahm sich Frau Lamponi dieser Frauen besonders an und versuchte, sie in Familien als Haushaltsgehilfinnen unterzubringen.

Zu meinen Aufgaben gehörte es, Besuchern der Internierten Zutritt zu verschaffen.

Die Lagerinsassen durften auch zu Sprechstunden in mein Büro kommen. Hierbei kam ihnen der Mittagstisch im Hause der Kaiserswerther Diakonissen in Via Alessandro Farnese zustatten, bei dem die gespendeten Lebensmittel gute Verwendung fanden.

Als Synodaler der römischen Gemeinde konnte ich an den Synoden in Florenz, 1949, und Genua-Nervi, 1950, teilnehmen. Zur Gemeinde Florenz gehörte der damalige deutsche Konsul Gerhard Wolf, der später Ehrenbürger der Stadt wurde, weil er die Sprengung der berühmten Arnobrücken beim Rückzug der Wehrmacht verhinderte.

**»ENTE Morale«, Bezeichnung für privatrechtliche Vereinigung*

Lebensmittelverteilung, dritter von links hinten Dr. Oppenheim, daneben Dekan Dahlgrün
Distribuzione di alimentari, dietro il terzo da sinistra Dr. Oppenheim e Decano Dahlgrün

Il Dr. Walter Oppenheim, Nizza, racconta:

Dobbiamo diventare un ente!

Così, nella primavera del 1949, si esprimeva Erich Dahlgrün, allora pastore a Roma e più tardi il primo decano della CELI, parlando con i colleghi tedeschi di Bolzano, Milano, Trieste e Firenze. E con questo voleva dire: Dobbiamo riunire le nostre comunità in una chiesa evangelica luterana in Italia autonoma, perché nel paese – oltre ai cattolici – non c'è una chiesa storica se non quella riformata dei Valdesi.

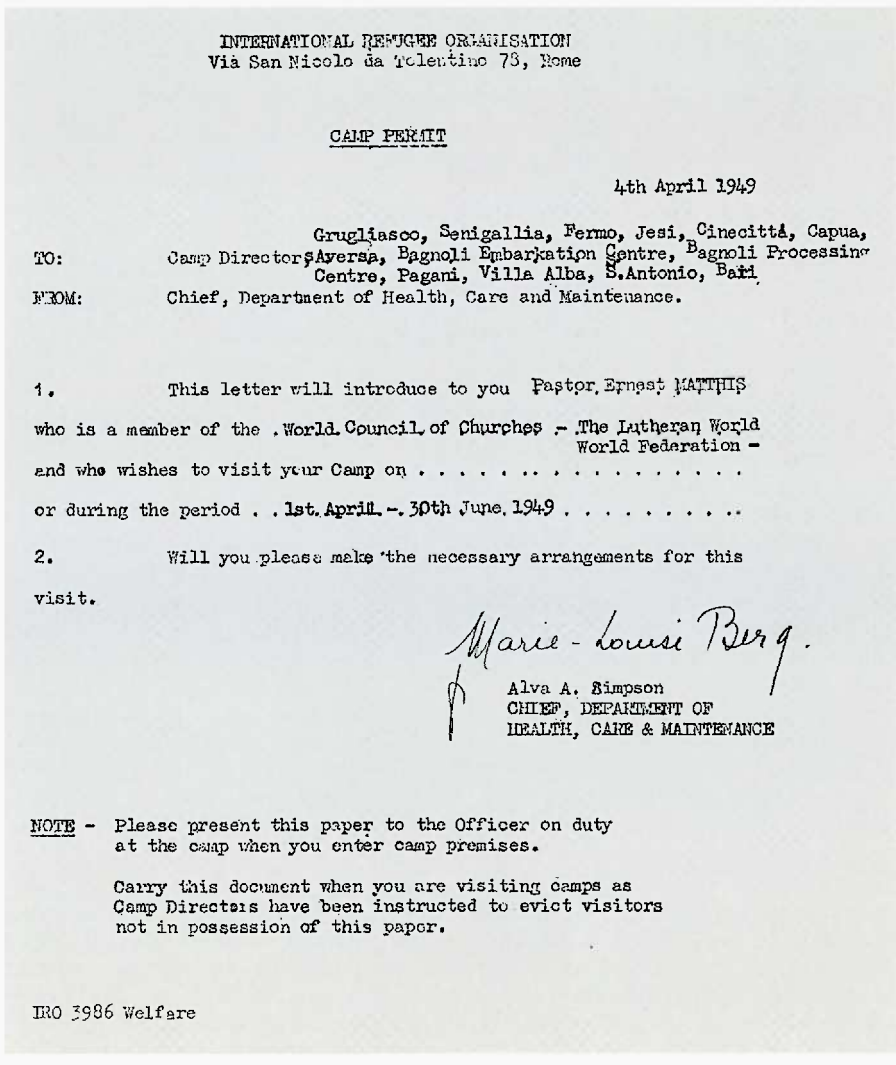
Io stesso venni a Roma nel 1949 e trovai posto nella casa pastorale col mio ufficio di direttore del servizio per i profughi, dipendente dall'appena nata Federazione Luterana Mondiale a Ginevra. Avevo sentito dire da Martin Niemöller: »Gli americani si stanno comprando le chiese tedesche all'estero!» Ed in realtà le chiese luterane negli USA contribuivano, dopo la II guerra mondiale, in modo generoso a favore dei fratelli in fede nell'Europa devastata dalla guerra. Così era cominciato il servizio per i profughi in Germania, Francia ed Italia. Le offerte erano in denaro o alimentari, ma anche in prestiti per chi volesse ricostruirsi un'esistenza oltre oceano.

Che la Federazione Luterana Mondiale avesse promesso il proprio sostegno anche in occasione della fondazione della CELI era manifesto: Il decano della nuova chiesa aveva ricevuto un vicario, un americano di lingua tedesca che si chiamava Freytag. A Napoli fu inviato un giovane pastore che era lui stesso arrivato precedentemente in Austria, come profugo, da una zona di lingua tedesca dell'Ungheria. Uno dei suoi compiti era la cura del campo di raccolta degli emigranti a Bagnoli, presso Napoli. Lì l'organizzazione profughi dell'ONU (IRO) si prendeva cura dei deportati dai paesi occupati dalla Germania.

Come nuovo compito il pastore si trovò davanti la cura delle persone che provenivano dai «paesi nemici» (Germania, Austria, Ungheria). In prima linea c'erano gli ex soldati tedeschi che, presi prigionieri dagli alleati, erano stati liberati nel 1947. Il governo italiano voleva liberarsi di questi stranieri nullatenenti. Quali apolidi, erano in balia dell'incuria della burocrazia. Molti provenivano dai territori occupati dalla Polonia o dall'Unione sovietica o dalla zona sovietica della Germania. Chi non aveva parenti in occidente non trovava un'opportunità di rimpatrio. Ma molti avevano anche delle buone ragioni per evitare la Germania. Tutti furono internati nei campi di concentramento del periodo fascista, ormai vuoti, che si trovavano nei pressi di Roma. Giovani donne, in passato parte del personale dell'esercito tedesco, erano alloggiate nel campo femminile di Farfa Sabina. I pastori tedeschi vi avevano accesso e vi tenevano culti e colloqui. La signora Lamponi, della comunità di Roma, si curò di loro cercando di trovar loro un posto di governante in alcune famiglie.

Uno dei miei compiti era quello di aiutare coloro che volevano entrare a visitare gli internati. Gli occupanti del campo avevano anche la possibilità di farmi visita nel mio ufficio. In queste occasioni potevano godere del pranzo offerto dalle Diaconesse di Kaiserswerth, in Via Alessandro Farnese, che facevano buon uso delle offerte alimentari.

Come sinodale della Comunità di Roma ho partecipato nel 1949 al Sinodo di Firenze e nel 1950 a quello di Genova/Nervi. Alla Comunità di Firenze apparteneva l'ex console tedesco Gerhard Wolf, che più tardi divenne cittadino onorario della città perché, in occasione della ritirata delle truppe tedesche, aveva ostacolato la distruzione dei famosi ponti sull'Arno.



INTERNATIONAL REFUGEE ORGANISATION
Via San Nicolo da Tolentino 73, Rome

CAMP PERMIT

4th April 1949

TO: Camp Directors Grugliasco, Senigallia, Fermo, Jesi, Cinecittà, Capua, Aversa, Bagnoli Embarkation Centre, Bagnoli Processing Centre, Pagani, Villa Alba, S.Antonio, Bari

FROM: Chief, Department of Health, Care and Maintenance.

1. This letter will introduce to you Pastor Ernest MATTHIS who is a member of the World Council of Churches - The Lutheran World World Federation - and who wishes to visit your Camp on . . . . . or during the period . . 1st. April - 30th June. 1949 . . . . . .

2. Will you please make the necessary arrangements for this visit.

Marie - Louise Berg.

Alva A. Simpson
CHIEF, DEPARTMENT OF
HEALTH, CARE & MAINTENANCE

NOTE - Please present this paper to the Officer on duty at the camp when you enter camp premises.

Carry this document when you are visiting camps as Camp Directors have been instructed to evict visitors not in possession of this paper.

IRO 3986 Welfare

Gerda Durst aus Rom erzählt:

Eigentlich verlief das Gemeindeleben in Rom ganz normal. Große Feste konnten zwar nicht gefeiert werden, man hatte schließlich nur das Nötigste, aber oft konnten wir besondere Lebensmittel wie zum Beispiel Haferflocken von den amerikanischen Soldaten kaufen. Weihnachten gab es sogar in der Kirche eine – wenn auch recht struppige – Tanne, aber Zweige für die Adventskränze waren nicht zu bekommen. Die machten wir dann aus Ilex – jeder kann sich vorstellen, wie zerkratzt hinterher die Hände waren!

Die Gemeinde hielt damals viel mehr zusammen als heute. Es gehörte zum guten Ton, Mitglied zu sein, wenn man evangelisch war. Italiener gab es wenige, die allerdings kamen aus sehr guten Familien und sprachen alle gut deutsch. Herausragend war der Advokat Piola Caselli, der dann auch die ELKI-Verfassung geschrieben hat.

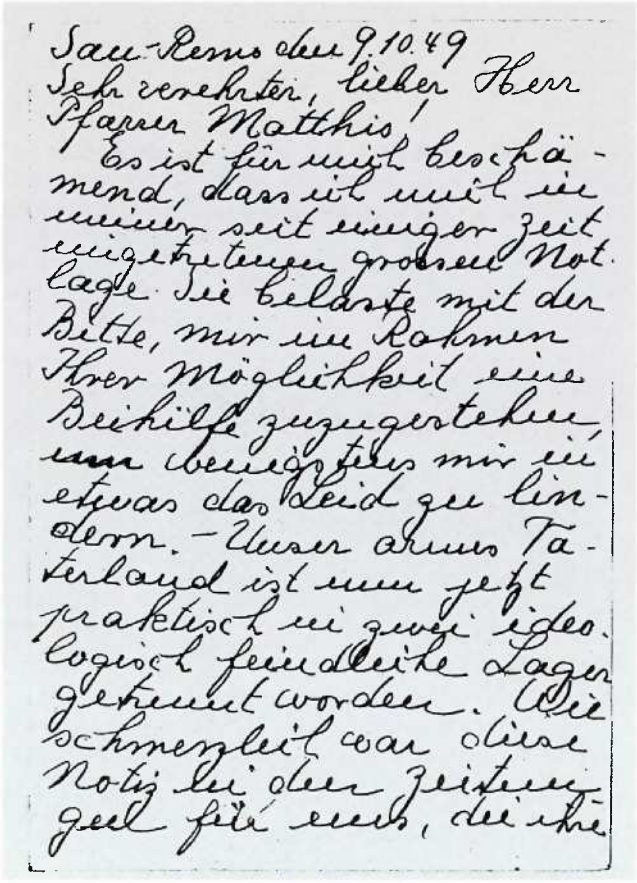
Eigentlich waren in der Gemeinde fast nur Selbständige, Handwerker, Kaufleute, Ärzte und Apotheker. Viele von ihnen sind auch während des Krieges hier geblieben, andere kamen danach zurück nach Rom.

Pfarrer Dahlgrün hat sich unermüdlich für uns eingesetzt, ob es nun um Paßfragen ging oder um die Einrichtung des Nationalgrabs auf dem Friedhof in Testaccio, er wußte immer Wege zur Lösung von Problemen und half allen.

Ein ganz besonderes Ereignis war meine Hochzeit: Wir haben im Mai 1948 in der Christuskirche in Rom geheiratet und das war die erste Hochzeit nach dem Krieg, bei der alle Glocken geläutet haben. Damals wurden sie noch von den Kellnern des Hotel Victoria geläutet. Und heute noch bekommt das Hotel, dessen Besitzer ein Schweizer war, von unserer Gemeinde einen Adventskranz als Dank.

Dieter Stoehr aus Genua erzählt:

Mein Vater, 1900 in Flensburg geboren, kam 1925 als Schiffahrtskaufmann nach Genua, heiratete 1931, und war, als ich 1935 zur Welt kam, bereits im Kirchenvorstand. 1939 zogen meine Eltern nach Triest, 1944 wurde die Familie nach Tarvis evakuiert. Im August 1947 kehrten wir nach Genua zurück. Damals waren wir



San Remo den 9.10.49

Sehr verehrter, lieber Herr Pfarrer Matthis!

Es ist für mich beschämend, dass ich mich in meiner seit einiger Zeit eingetretenen grossen Notlage. Sie belaste mit der Bitte, mir im Rahmen Ihrer Möglichkeit eine Beihilfe zuzugestehen, um wenigstens mir in etwas das Leid zu lindern. – Unser armes Vaterland ist nun jetzt praktisch in zwei ideologisch feindliche Lager getrennt worden. Die Schmerzlichkeit war diese Notiz bei den Zeitungen, die ihre

vier Geschwister die einzigen deutschen Kinder in Genua. Unser Pastor war der Seemannspastor Ernst Matthis. Seine Frau und zwei Kinder waren 1943 wegen der zu grossen Bombenangriffe nach Franken zurückgekehrt und kamen erst 1948 nach Genua zurück. Meine Mutter, die auch früher in der Frauenarbeit in Genua engagiert war, versuchte, die noch in Genua ansässigen Frauen neu zu sammeln. Frau Groetzinger, Fräulein Stahlberg, Frau Korwan, Fräulein Weber, Frau Heubeck usw., während mein Vater die Kontakte zu den ansässigen Männern neu aufnahm: Herrn Blenk, Herrn Michelsen, Herrn Niebuhr, Herrn Stirn, Herrn Breckerfeld, Herrn Kruse. Weihnachten 1947 waren einige bei uns zu Gast. Es waren sehr schwere Zeiten. Die Verbindung nach Deutschland war praktisch abgerissen. Erst langsam kamen wieder Briefe an. Einen deutschen Pass bekamen wir schliesslich im Sommer 1950. In dieser Zeit, als unsere Gemeinden auf ein Minimum geschrumpft waren, hatten auch unsere Pfarrer kaum etwas zu leben. Als 1947 der Lutherische Weltbund (LWB) entstand, versuchte man erste Kontakte aufzunehmen, um festzustellen, ob unseren deutschen Auslandsgemeinden vom LWB Hilfe für die Pfarrgehälter gewährt werden könnte. Die Antwort war: »Ja, wenn ihr eine Evangelische Lutherische Kirche in Italien gründet.« Die Kirchenvorstände in den einzelnen Gemeinden bestanden zu der Zeit aus Mitgliedern, die zum Teil schon vor dem ersten Weltkrieg nach Italien gekommen waren und auf jeden Fall aus Menschen bei denen es kein »heim ins Reich« gegeben hatte, denn sie waren im Krieg in Italien geblieben, ihrer Wahlheimat, und jeder war irgendwie schon ein »europäischer« Bürger. Diese Menschen haben an erster Stelle mit der Hilfe von Pastor Dahlgrün (Rom) und Pastor Wabnitz (Mailand) 1949 die ELKI gegründet. Auch Pastor Matthis in Genua hat da sehr wesentlich mitgeholfen. Ich bekam Nachrichten und erste Kenntnisse über die ELKI im »Einzel-Konfirmandenunterricht«, denn ich war für Pastor Matthis nach meiner Schwester der zweite Konfirmand, der von ihm nach der Taufe auch konfirmiert wurde. Das ergab eine enge Bindung und ich danke ihm noch heute, daß ich durch ihn in die Kirche »hinein-konfirmiert« wurde. Da wir bei manchen Gottesdiensten nur 6 oder 7 Anwesende hatten, blieb bei mir ein Grundanliegen haften: Volle Kirchen zu haben!

Das Wissen, wer die Gründungsväter der ELKI waren, ist zentral, um mein ELKI-Verständnis nachzuvollziehen, denn die ELKI ist kein »deutsches Gebilde«, sondern ein Geschenk Gottes, ins Leben gerufen durch die hier fest ansässigen Menschen deutschen URSPRUNGS.

In den anderen Gemeinden der ELKI ist es ähnlich gegangen. Als ich als Synodaler für Genua 1968 in die ELKI »eintrat« traf ich die Kirchenväter der ELKI, Herrn Nürnberg, Triest (ein langjähriger Prokurist meines Vaters), Herrn Bachrach, Neapel, Herrn Weyler, Mailand. Ich fühlte mich mit diesen Menschen gleich auf ähnlicher Welle. Die Menschen, die diese »Grundlinie« der ELKI verstanden haben, sind noch heute die Grundpfeiler der ELKI. Ihnen gebührt unser Dank und unsere Achtung für ihren jahrzehntelangen Einsatz und den Brückenbau zu den anderen Evangelischen Kirchen in Italien.

Gerda Durst, da Roma, racconta:

In realtà la vita nella Comunità di Roma era del tutto normale. Certo non si poteva festeggiare in grande stile perché c'era solo lo stretto necessario. Ma spesso si potevano acquistare determinati alimentari, come i fiocchi d'avena, dai soldati americani. A Natale c'era in chiesa addirittura – anche se striminzito – un abete, ma i rami per le corone d'Avvento non si trovavano proprio. Ed allora si ripiegava sull'agrifoglio e ci si può immaginare i graffi che avevamo sulle mani! La comunità era più unita di oggi, appartenervi – se si era evangelici – era un punto d'onore. Di italiani ce ne erano pochi, ma tutti provenienti da famiglie molto per bene che conoscevano il tedesco. Una figura dominante era quella dell'avvocato Piola Caselli, che scrisse poi lo statuto della CELI.

Nella comunità c'erano soprattutto persone che esercitavano professioni libere, artigiani, commercianti, medici e farmacisti. Molti erano rimasti anche durante la guerra, altri tornarono a Roma subito dopo. Il Pastore Dahlgrün si impegnava con tutte le sue forze per noi, sia che si trattasse di problemi di passaporto o dell'istituzione di una tomba nazionale al cimitero del Testaccio, sapeva sempre quali strade percorrere per giungere ad una soluzione ed aiutava tutti.

Un ricordo speciale l'ho del mio matrimonio: Ci sposammo a maggio del 1948 nella chiesa di Roma e questo fu il primo matrimonio dopo la guerra per i quale furono suonate tutte le campane. Allora le suonavano ancora i camerieri dell'Hotel Victoria. Ed ancora oggi l'Hotel , il cui proprietario è uno svizzero, riceve dalla nostra comunità una corona d'Avvento come ringraziamento.

Dieter Stoehr, da Genova, racconta:

Mio padre, nato nel 1900 a Flensburg, venne a Genova nel 1925 come agente di viaggi marittimi e si sposò nel 1931. Quando nacqui, nel 1935, lui faceva già parte del Consiglio di Chiesa. Nel 1939 i miei genitori si trasferirono a Trieste, ma nel 1944 fummo evacuati a Tarvisio. Solo nell'agosto del 1947 tornammo a Genova. A quei tempi noi 4 figli eravamo gli unici bambini tedeschi di Genova. Il nostro pastore era il missionario marittimo Ernst Matthis. Sua moglie ed i due bambini erano tornati nel 1943, a causa dei grossi bombardamenti, in Franconia e tornarono a Genova solo nel 1948. Mia madre che si era già precedentemente impegnata nel lavoro femminile, cercò di raccogliere le donne che erano rimaste a Genova: La signora Graetzinger, la signora Stahlberg, la signora Korwan, la signora Weber, la signora Heubeck ed altre, mentre mio padre riallacciava i contatti con gli uomini ancora residenti: I signori Blenk, Michelsen, Niebuhr, Stirn, Breckerfeld e Kruse. A Natale 1947 alcuni furono ospiti a casa nostra. Erano tempi molto difficili. I contatti con la Germania erano praticamente spezzati. Lentamente cominciarono ad arrivare le prime lettere. Il primo passaporto tedesco lo ricevemmo nell'estate del 1950. In questo periodo, quando le comunità si erano ridotte al minimo, anche i nostri pastori avevano pochissimo per sopravvivere. Quando, nel 1947, fu fondata la Federazione Luterana Mondiale (FLM) si cercarono i primi contatti per stabilire se le nostre comunità estere avrebbero potuto ricevere un aiuto per gli stipendi dei pastori. La risposta fu: «Sì, se fondate una Chiesa Evangelica Luterana in Italia». I Consigli di Chiesa delle singole comunità erano composti in questo periodo esclusivamente da membri che in parte si trovavano in Italia già da prima della prima guerra mondiale, persone per cui non c'era un ritorno nel «Reich», che erano restate in Italia, loro patria d'adozione, durante la guerra ed ognuno era, a sua modo, un cittadino «europeo». Queste persone per prime, con il sostegno dei pastori Dahlgrün (Roma) e Wabnitz (Milano), fondarono la CELI nel 1949. Anche il pastore Matthis a Genova collaborò attivamente. Io ebbi notizia e conoscenza della CELI durante la lezione per la confermazione, presa da singolo, perché, dopo mia sorella, ero il secondo confermando del pastore Matthis, che mi aveva anche battezzato. Ciò mi dette i primi stretti legami con la CELI e lo ringrazio ancora oggi per avermi confermato in questa chiesa. E poiché ad alcuni culti erano presenti solo 6/7 persone, mi è rimasto l'ideale di avere delle chiese piene!

Il sapere dei padri fondatori della CELI è centrale per la mia comprensione della CELI., perché la CELI non è una «formazione tedesca» ma un dono di Dio chiamato in vita tramite le persone che erano qui residenti di ORIGINE tedesca.

Nelle altre comunità della CELI è stato lo stesso. Quando entrai nella CELI come sinodale di Genova nel 1968 incontrai i padri fondatori, i signori Nürnberg (vecchio procuratore di mio padre) da Trieste, Bachrach da Napoli e Weyler da Milano. Con queste persone mi sentii subito a mio agio. Le persone che hanno compreso i principi di base della CELI sono anche le sue colonne portanti. A loro vada il nostro ringraziamento e la nostra stima per l'impegno decennale e per i ponti gettati verso le altre chiese evangeliche in Italia.

Die Küche der Diakonissen, Rom
La cucina delle diaconesse, Roma

Torre del Greco: 1949 und Umgebung

Von Alberto Saggese

Die 'fliegende Kirche': So bezeichnet Aniello Eco die Kirche aus der Pionierzeit als er, noch jung und seit kurzem aus einem militärischen Gefangenenlager entlassen, mit Pastor Idelmo Poggioli zu arbeiten anfing.

Aniello sitzt in einem großen Zimmer eines Gebäudes in der Altstadt von Torre del Greco: Um ihn herum seine Bilder und Zeichnungen. Heute noch malt er, wie damals, als er zusammen mit Pastor Poggioli vor den Richter kam und das wegen seiner Kunst.

Aber das erzähle ich euch später.

Um dieses Zimmmer zu erreichen bin ich über eine enge Treppe gestiegen, wie es in unserer Gegend einmal üblich war zu bauen. Das Gebäude hat schon mehrere Vulkansausbrüche und Erdbeben überstanden und steht fest auf dem Lavastein, mit seinen großen Zimmern, wie man sie heute nicht mehr baut.

Aniello erzählt...

»Man ging von einer Wohnung zur anderen, Idelmo las aus der Bibel, erklärte sie dem Freundeskreis, der sich um ihn zu hören versammelt hatte und dann eilte man zur nächsten Wohnung, wo eine andere Gruppe auf uns wartete... und das zwei-, dreimal am Tag, häufiger am Sonntag! Idelmo kam aus Portici auf seinem Motorrad, dort besuchte er die Kurse des biblischen Institutes und, an den freien Tagen, widmete er sich ganz unserer 'fliegenden Kirche'. Ach! Was haben wir alles zusammen erlebt!« Und hier zeigt der Mundwinkel einen Hauch von ironischem Lächeln, fast will er unterstreichen, daß in ihm kein Bedauern über vergangene Zeiten ist, sondern eher der Stolz, etwas erlebt zu haben, das andere heute nur durch sein Erzählen, aber nie selbst, erleben dürfen.

Die ersten Evangelischen in Torre del Greco hatten sich um einen Prediger – er hieß Scala – versammelt und er war oft, wegen seiner Tätigkeit als Prediger, während des Faschismus im Gefängnis gewesen. Das Anderssein wurde für subversiv gehalten und die Gesetzgebung über die nichtkatholischen Bekenntnisse diente nicht zur Reglementierung, sondern war eher von dem Geist des »Duldens« inspiriert. Und die Duldung war ziemlich beschränkt. In dieser kleinen Gruppe von den Ereignissen geprüft hatte Pastor Poggioli seine Arbeit der Reorganisation einer Kirche angefangen, die lange Zeit hindurch eine 'fliegende Kirche' blieb. Und in dem Geist der wiedergewonnenen Freiheit hatte das Evangelischsein auch die Bedeutung, den Staub der letzten 20 Jahren abzuschütteln. Die Verfassung erkannte das Recht auf Religionsfreiheit, aber nur die Gesetzgebung war die gleiche geblieben: Polizei und Carabinieri reagierten auf die evangelischen Lieder mit Intoleranz und Verhaftungen. Daß die Verhafteten nach einer halben

P. VITTORIO GENOVESI S. I.

Alla Chiesa credo, ai protestanti no!

Der lutherische Wolf liegt schon tot in der Mitte des Bildes!
Il lupo luterano giace già morto al centro della figura!

Torre del Greco: 1949 e dintorni

Di Alberto Saggese

La 'chiesa volante'. Così Aniello Eco definisce la chiesa del tempo dei pionieri quando, ancora giovane e reduce da un campo di prigionia militare, cominciò a collaborare con il Pastore Idelmo Poggioli.

Aniello è seduto in un'ampia stanza di un palazzo del centro antico di Torre del Greco, attorniato dai suoi quadri e dai suoi disegni. Ancora oggi dipinge come allora, quando finì in pretura, insieme al Pastore Poggioli, a causa della sua arte.

Ma questa ve la racconto dopo.

Per arrivare a quella stanza sono salito attraverso una stretta rampa di scale, come si costruivano una volta dalle nostre parti, in quel palazzo costruito sulla lava del Vesuvio, che ha resistito ad eruzioni e terremoti, con ampie stanze come oggi non se ne fanno più.

E Aniello racconta...

«Si girava da una casa all'altra, Idelmo leggeva un passo della Bibbia, lo spiegava ad una cerchia di amici che si erano raccolti per ascoltarlo e poi si correva nella prossima casa dove ci aspettava un altro gruppetto di persone. La cosa si ripeteva due, tre volte in un giorno. Più spesso la domenica. Idelmo veniva da Portici con la sua motocicletta, seguiva i corsi dell'Istituto biblico evangelico e, nelle giornate libere, si dedicava alla nostra chiesa volante. Quante ne abbiamo passate insieme...» E qui la bocca si piega in una sorta di risolino ironico, a sottolineare che non c'è rimpianto per il tempo passato, ma solo soddisfazione di aver vissuto un periodo che gli altri potranno conoscere solo attraverso la sua testimonianza, ma mai vivere di persona.

I primi evangelici di Torre del Greco si erano raccolti attorno ad un predicatore di nome Scala, che per la sua attività, si era spesso ritrovato, in periodo fascista, in prigione. La diversità era considerata sovversiva e le leggi sulle fedi diverse da quella cattolica erano non di regolamentazione, ma di «tolleranza«. E non si tollerava più di tanto. In questo gruppo sparuto e provato dagli eventi, il Pastore Poggioli aveva iniziato il suo lavoro di riorganizzazione per formare una chiesa che, per lungo tempo, rimase una 'chiesa volante'. E nello spirito della libertà riacquistata, l'essere evangelico aveva anche il sapore dello scuotersi di dosso la polvere del ventennio trascorso. La Costituzione riconosceva il diritto alla libertà religiosa, però la legislazione era rimasta la stessa: Polizia e Carabinieri reagivano ai canti evangelici con intolleranza ed arresti, tranne poi a rimettere tutti in libertà dopo una mezz'ora di fermo, e cioè dopo che era stato mostrato loro il testo della Costituzione che, allora come oggi, pochi conoscevano. Ma intanto la manifestazione all'aperto era stata rovinata, i partecipanti intimiditi, gli entusiasmi frustrati.

Era l'epoca delle aspre polemiche. Un manifestino distribuito fra i fedeli cattolici mostrava la basilica di S. Pietro su un alto monte, attorniato da lupi che portavano sul dorso le varie scritte: Valdesi, battisti, metodisti, pentecostali e tutti, tentando di assalire il monte, cadevano morendo miseramente. Il lupo «luterano» giaceva già morto al centro della scena. Sotto il disegno l'invito ad una conferenza dal titolo: Alla chiesa credo, ai protestanti no!

Anche i «protestanti» di Torre del Greco distribuivano i loro volantini ed i loro opuscoli. Ed uno di questi aveva come titolo: Quale chiesa salva? Il testo conteneva citazioni bibliche che tendevano a mostrare che nessuna chiesa porta la salvezza, ma solo il Cristo. E fin qui il messaggio evangelico era chiaro. E si chiese ad Aniello di illustrare la copertina. Ed Aniello, da bravo disegnatore, stilizzò una chiesa protestante (in nordico stile gotico), una ortodossa (con le cupolette rotonde e la tipica croce a due barre orizzontali) ed una cattolica... come si stilizza una chiesa cattolica? Ad Aniello venne una idea brillante e sull'opuscolo apparve l'inconfondibile facciata della chiesa principale (oggi basilica) di Torre del Greco!

Die Anfänge des evangelischen Krankenhauses von Neapel: Ein 'fliegender' Arzt in der Praxis über der Kirche in Torre del Greco.
Gli inizi dell'Ospedale evangelico di Napoli: Un medico 'volante' nell'ambulatorio sulla chiesa di Torre del Greco.

Stunde befreit wurden, und zwar nachdem man sich auf die neue Verfassung, die damals kaum jemand kannte, berufen hatte, war allen von vornherein klar. Aber inzwischen war die öffentliche Verkündigung unterbrochen und gestört, die Teilnehmer eingeschüchtert, die Begeisterung frustriert worden.

Es war die Zeit der harten Polemik. Ein Flugzettel, der unter den Katholiken verteilt wurde, zeigte den Petersdom auf einem hohen Berg und um ihn herum mehrere Wölfe mit Beschriftungen: Waldenser, Baptisten, Methodisten, Pfingstler und alle, in dem Versuch, den Berg zu erobern, fielen herunter und starben. Der »lutherische« Wolf lag schon tot in der Mitte des Bildes. Unter dem Bild die Einladung zu einem Vortrag mit dem Titel: An die Kirche glaube ich, an die Protestanten nicht!

Auch die »Protestanten« von Torre del Greco verteilten ihre Flugzettel und Heftchen. Unter diesen war eins mit dem Titel: Welche Kirche rettet? Der Text enthielt biblische Zitate mit dem Ziel zu zeigen, daß keine Kirche, sondern nur Christus rettet. Und bis hierher war die evangelische Botschaft deutlich. Man bat Aniello, der als Maler schon bekannt war, die Titelseite zu illustrieren. Und Aniello skizzierte eine protestantische Kirche (im schönen nordischen gotischen Stil), eine Orthodoxe (mit den runden Kuppeln und mit dem orientalischen Kreuz) und eine Katholische – aber wie skizzert man eine katholische Kirche?

Aniello hatte eine glänzende Idee und auf der Titelseite erschien die unverwechselbare Fassade der Hauptkirche (heute Basilica) von Torre del Greco.

Der Himmel fiel herunter! Man hatte kaum angefangen das Heft zu verteilen, als die Anzeigen von Pfarrern und Erzpriestern schon regneten! Und so, zusammen mit dem Freund Idelmo, stand er vor dem Richter! Einmal festgestellt, daß niemand ein Copyright über die Kirchenfassade hatte, wurden sie wieder heimgeschickt. Aber die zweite Auflage des Heftes erschien mit einer etwas anonymeren Fassade!

Aber wer finanzierte die Hefte und die Flugblätter der 'fliegenden Kirche'? Schon in den ersten Tagen der Besetzung hatten die Allierten offene Sympathie für diejenigen Minderheitsbewegungen gezeigt, die unter dem Faschismus gelitten hatten. Diese hatten für sie mit dem vergangenen politischen System bestimmt nichts zu tun gehabt. Darum wurden kleine Summen für die Veröffentlichung von Heften, die den Zweck hatten, die kleinen Kreise zu vergrößern, gern gegeben.

Singen im Gottesdienst: Gaetano Marullo, Pastor Cosimo Leuzzi.
Il canto durante i culti.

Und dann stürzte alles zusammen! In der ersten Hälfte 1949 war eben die Berliner Blockade zu Ende gegangen. Der »kalte Krieg« fing an! Und irgend jemand fragte sich, wer die italienischen Antifaschisten waren. Das Ergebnis war, daß es sich nur um Sozialisten und Kommunisten handeln konnte. Und die Unterstützungen begannen dahin zu laufen, wo man glaubte, den einzigen Damm gegen den Kommunismus in Italien zu sehen: In die katholische Kirche, bis dahin – wegen der Fluchthilfe an Kriegsverbrecher – mit Verdacht betrachtet.

Und für die »Protestanten« von Torre del Greco brach die Hungersnot aus!

Aniello lächelt wieder ironisch bei der Erzählung, denn – allem zum Trotz – mit der Hilfe der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Italien, in welche man gerade eingetreten war, war man zu eigenen Räumen gekommen: Man hatte eine Kirche mit der Form einer Kirche, mit dem Aussehen einer Kirche, mit der Atmosphäre einer Kirche! Die 'fliegende Kirche' war ansässig geworden! Und für eine Kirche in Hungersnot war das immerhin eine schöne Genugtuung!

Aber die Umgebung hatte sich kaum verändert: Als eine Gruppe der katholischen Jugend einen Angriff auf die Kirche versuchte, um sie zu zerstören, wurde sie zufällig von einem Carabiniere, der in der Nähe wohnte und Hilfe aus der Kaserne holte, gerettet. Wer sich nicht rettete war der Carabiniere, der als Strafe auf den Gipfel des Vesuvs, als Wache für das dortige vulkanische Beobachtungsinstitut, geschickt wurde: Sein Eingreifen hatte den höheren Behörden nicht besonders gut gefallen!

Aber die Arbeit ging weiter: Im Einvernehmen mit den anderen evangelischen Kirchen der Provinz kam der Gedanke eines evangelischen Krankenhauses auf. Das Krankenhaus war noch lange nicht entstanden, da waren die freiwilligen Ärzte schon beim Werk, die im Auftrag der Kirchen überall hinfuhren um die Kranken zu pflegen, die sich keinen Arzt leisten konnten. Die Untersuchung kostete 100 Lire (eine wunderbare rote Banknote, womit man damals 3 Tageszeitungen kaufen konnte). Mit der Ankunft von Dr. Florio in der Praxis über der Kirche wurde in Torre del Greco das Penicillin entdeckt (warmes Wasser und Pommes frites wurden erst viel später entdeckt!).

Aniello zählt alles, was damals angefangen wurde, auf. Er scheint nicht mehr aufhören zu wollen: Die Freizeit am Strand für arme Kinder, der Nachhilfeunterricht, dann eine regelrechte Schule und schließlich die Schulspeisung! Ja, die Schulspeisung! Die erste Schulspeisung in Torre del Greco war protestantisch!

Und Aniello lächelt noch einmal in sich hinein.

Und ich, nach einem echten neapolitanischen Caffe, verlasse ihn in seine Gedanken vertieft, in dem großen Zimmer, wie man sie heute nicht mehr baut, das aber vielleicht für seine Erinnerungen doch zu klein ist.

Apriti cielo! La distribuzione era appena cominciata che le denunce dei parroci e degli arcipreti parevano non trovassero mai fine. E così, insieme all'amico Idelmo, si ritrovò in pretura! Stabilito che di quella facciata nessuno aveva i diritti d'autore, furono rispediti a casa. Ma per la seconda edizione dell'opuscolo si preferì una facciata più anonima!

Ma chi finanziava gli opuscoli ed i volantini della 'chiesa volante'? Già dai primi giorni dell'occupazione, gli alleati avevano mostrato una aperta simpatia per quei movimenti di minoranza che avevano sofferto sotto il fascismo. Per essi questi rappresentavano una garanzia di «non compromissione» col regime passato. Piccoli finanziamenti per pubblicazioni tendenti ad allargare questi cerchi di persone venivano facilmente concessi.

E poi ci fu il crollo: Nella prima metà del 1949 si era chiusa la bloccata di Berlino, era l'inizio della guerra fredda. Qualcuno si chiese chi fossero gli «antifascisti» italiani e si giunse alla conclusione che potevano essere solo i socialisti ed i comunisti. Gli aiuti cominciarono a confluire verso quello che veniva considerato l'unico baluardo in Italia contro il comunismo: La chiesa cattolica, fino ad allora guardata con sospetto a causa delle fughe di molti criminali di guerra, passati attraverso le mura vaticane.

E per i «protestanti» di Torre del Greco arrivò il momento della fame.

Aniello sorride di nuovo ironico a questi ricordi, perché, nonostante tutto, questa volta con l'aiuto della Chiesa Luterana in Italia di cui si entrava a far parte, si era riusciti ad acquistare dei locali propri ed aprire una chiesa con la forma di chiesa, con l'aspetto di chiesa, con l'atmosfera di chiesa. La 'chiesa volante' era divèntata stanziale. E, per una chiesa che fa la fame, è sempre una bella soddisfazione!

Anche se l'atmosfera circostante non era per nulla cambiata: Quando un gruppo di associati all'Azione cattolica tentò di invadere la chiesa per distruggerne le suppellettili, questa fu salvata in extremis da un carabiniere che abitava nei pressi e che chiamò rinforzi in caserma. Chi non si salvò fu il carabiniere che, per punizione, fu inviato in cima al Vesuvio a far la guardia all'Osservatorio vesuviano: Il suo intervento era stato poco gradito alle autorità.

Ma il lavoro andava avanti. In collaborazione con le altre chiese evangeliche della provincia nacque l'idea dell'ospedale evangelico. Naturalmente l'ospedale non c'era, ma c'erano già i volontari che, per conto della chiesa, andavano in giro a curare i malati poveri in cambio di 100 lire (una meravigliosa banconota rossa con cui, allora, si potevano acquistare tre quotidiani). Con l'arrivo del Dr. Florio all'ambulatorio sulla chiesa, a Torre del Greco fu scoperta la penicillina! (La scoperta dell'acqua calda e delle patatine fritte avvenne molto tempo dopo!).

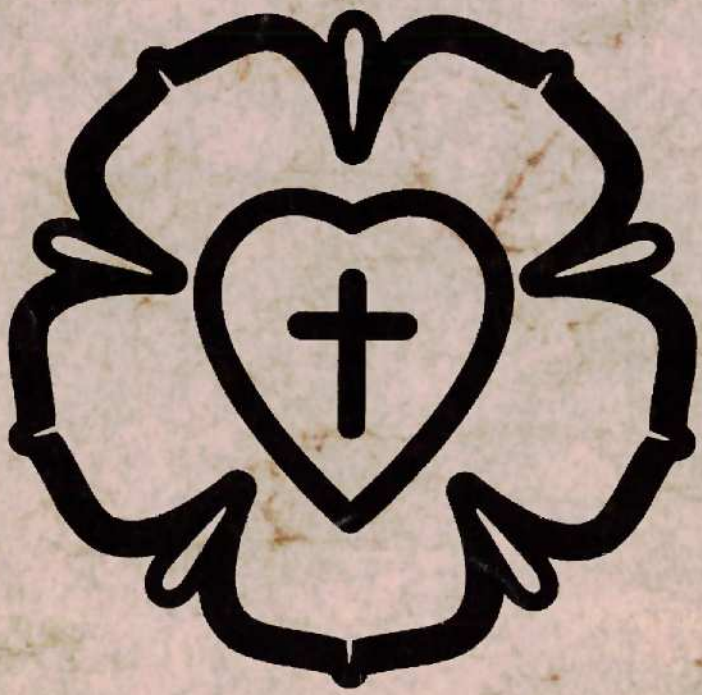
Ed Aniello comincia ad enumerare e sembra non voler smettere più: Le colonie marine per i bambini più disaggiati, i primi doposcuola, poi la scuola e la mensa scolastica! Sì, la mensa scolastica! La prima mensa scolastica a Torre del Greco fu quella protestante!

Ed Aniello sorride un'altra volta compiaciuto.

Ed io, dopo un caffè «napoletano doc» lo lascio ai suoi ricordi, in quell'ampia stanza come oggi non se ne fanno più, ma che forse è troppo piccola per tutti i suoi ricordi.

Schulkinder in Torre Annunziata.
Scolaretti a Torre Annunziata.

Chiesa Evangelica Luterana in Italia
Evangelisch-Lutherische Kirche in Italien



Firenze 1949 – Roma 1999